

DIE REALITÄT IST IRR- WITZIGER ALS JEDE FIKTION.

von
MARCEL HUWYLER
(s.S. 24)

2012

10 JAHRE

2022

HERBST
2022

Schweyz

Y MAG
N° 42

TITELBILD:
46° 55' 27.192" N
8° 50' 23.928" O
In der Nähe von Schmidigs
Eusch spiegelt sich
der goldene Herbst in der
noch jungen Muota
FOTO: Stefan Zürrer



ILLUSTRATION: Florian Fischer

LIEBE LESERIN, GESCHÄTZTER LESER,

Bayern glänzt gern mit dem Slogan «Laptop und Lederhosen», um seine ganze Bandbreite zu beschreiben. Das kann Schwyz spielend toppen – mit «Mondholz und Geothermie». Zeigt es doch so eine viel zeitgemässere Themenvielfalt. Das glauben Sie nicht? Diese Ausgabe des Y MAG beweist es gern.

Lesen Sie, wie Röbi Pfenninger erklärt, was es mit dem Mondholz wirklich auf sich hat. Den anderen Pol des oben genannten Begriffspaares bringt uns Roger Bühler näher, nämlich den Reiz der Geothermie.

Dazwischen entfalten sich bemerkenswerte Schwyzer Facetten: So erzählt Nikolaus von Reding, der Patriarch derer von Reding, erfrischend fröhlich aus der Kinderstube. Beat Schönbächler erläutert, warum Top-Unternehmen ihre heissen Köpfe bei ihm kühlen lassen. Und Kilian Wiget lässt uns Erstaunliches aus dem Spannungsfeld «Mode und Ökologie» wissen.

Eingeleitet wird das Ganze von einer mehr als bemerkenswerten Frau: Sandra Guyer aus Brunnen, die in internationalen



Andreas Lukoschik

Edelsteinkreisen eine hoch geschätzte Expertin ist.

Selbstverständlich gehört zu den Vorzügen von Schwyz auch der Genuss: Robert Irsslinger aus Nuolen lässt uns deshalb wissen, warum er seinen Weisswein gerne tanzen lässt. Und für Geniesser der deutschen Sprache erzählt uns der Lauerzer Bestseller-Autor Marcel Huwyler wie er seine herrlich flotten Krimis um Frau Morgenstern schreibt.

Zum Schluss geben wir der Viererbande ein Gesicht, deren Namen Sie nur aus dem Impressum kennen – und die seit zehn Jahren das Y MAG machen: Reto Brunner als Creativ Director, Florian Fischer als Art Director, Stefan Zürrier als Fotograf und Andreas Lukoschik als Chefredaktor.

Zu all dem wünschen wir wie immer: «angenehme Lektüre!» 🍷

INHALT

SCHWYZ

- 10 **Die Edelsteinkammer von Brunnen**
Ihre Chefin – Sandra Guyer – kennt sich mit Steinen aus

- 16 **Der Bewahrer**
Nikolaus von Reding erinnert sich an Erlebtes – und Vergangenes

- 24 **Kriminell gut!**
Marcel Huwyler mordet richtig gut. Ohne Brutalität. Aber mit Hirn

- 30 **«Niemand muss auf etwas verzichten»**
... sagt Kilian Wiget über sein Modelabel WE ARE ZRCL

- 36 **Mondphasenholz**
Röbi Pfenninger erklärt den Kern der Sache

EINSIEDELN

- 44 **Unter seiner Decke stecken viele gern**
... und wissen es gar nicht

HÖFE

- 52 **«Freiheit aus gutem Grund»**
so nennt Roger Bühler Geothermie

MARCH

- 60 **Geschüttelt – nicht gerührt**
Robert Irsslinger erschafft Weine zum Träumen

ZEHN JAHRE Y MAG

- 66 **Das Kleeblatt**
Die Viererbande, die seit zehn Jahren das Y MAG macht

Eine Liste aller bisher porträtierten Personen finden Sie hier:



WER MEHR ÜBER DEN KANTON WISSEN MÖCHTE, ERFÄHRT ES HIER:

Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz

Bestellungen des Magazins bitte ebenfalls an diese Adresse richten.



IMPRESUM

HERAUSGEBER:
Urs Durrer, Vorsteher Amt für Wirtschaft,
Kanton Schwyz

KONZEPTION & REALISATION:
Amadeus AG, International Cultural Engineering,
Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR:
Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner,
Reto Creative GmbH

ART DIRECTION: Florian Fischer,
Helmut Morrison GmbH

MITARBEITER DIESER AUSGABE:
Sandra Guyer, Nikolaus von Reding, Marcel Huwyler,
Beat Schönbächler, Kilian Wiget, Röbi Pfenninger,

Roger Bühler, Robert Irsslinger, Reto Brunner, Florian
Fischer, Stefan Zürcher, Gaby Batlogg, Nik Oswald,
Andreas Lueg und Franz-Xaver Risi

SCHLUSSREDAKTION: Dr. Hugo Beck

FOTOS: Anthony Brown, Juliet Haller, Ambroise
Tezenas, Isabelle Wiget, Stefan Zürcher,

ILLUSTRATIONEN:
Anisonk Thongra-Ar, Bangkok (Portraits)
Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5 München GmbH

ANSCHRIFT DER REDAKTION:
Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen



ILLUSTRATION: Florian Fischer



*Blick von den Steilwänden des Gross Band über das Muotathal
FOTO: Stefan Zürrer*

46° 58' 12.708" N 8° 48' 38.112" O



DIE EDELSTEIN- KAMMER VON BRUNNEN

Also all jene Steine, die sich frau gerne zu Herzen nimmt – oder die englische Königin als staatstragenden Kopfschmuck zu offiziellen Anlässen trägt.

Brunnen

IHRE CHEFIN – SANDRA GUYER –
IST DIAMANTGUTACHTERIN, GOLD-
SCHMIEDEMEISTERIN, GEMMOLOGIN
UND EDELSTEINSCHLEIFERIN –
MITTEN IN BRUNNEN

von Andreas Lukoschik

Experten wissen, wo sie sie finden. Die vorbeiflanierende Laufkundschaft hingegen vermutet in dem Geschäft auf dem kleinen Platz hinter der Dorfkapelle von Brunnen eher einen sympathischen Laden für etwas Schmuck, Uhren und jene schönen Gegenstände, die einer gemütlichen Wohnung den gewissen Pfiff geben. Aber das gehört eher zu jenem Understatement, das Sandra Guyer ohnehin gern hat. Denn die Besitzerin ist eine gefragte Expertin für «Farbsteine», wie diese Edelsteine etwas unscharf genannt werden.

Was ist darunter konkret zu verstehen?

«Als Farbsteine werden alle Edelsteine bezeichnet, die keine Diamanten sind», gibt sie auf Nachfrage eine kleine Einführung. «Und Diamanten sind keine Brillanten. Denn dazu macht sie erst der richtige Schliff. Als Farbsteine werden Edelsteine wie Smaragde, Rubine und Saphire bezeichnet.»

Wissen und Geschick

Dem Zauber alles Glitzernden war die kleine Sandra schon als Kind sehr zugetan, weshalb ihre Frau Mamá von den sonntäglichen Bergwanderungen oftmals steinreiche Rücksäcke talwärts schleppen musste. Deshalb war der heranwachsenden Sandra auch sofort klar, was zu tun sei, als sie bei ihrer Ausbildung zur Schmuck- und Uhreneinkäuferin erfuhr, dass sie im deutschen Idar-Oberstein eine Ausbildung zur Gemmologin und Diamantgutachterin machen könne. Und so zog sie von dannen – in das deutsche Mekka der Edelsteine.

Dort verabschiedete sie sich von der Faszination der glitzernden Oberfläche und lernte, tief in die kristallinen Strukturen der edlen Steine zu schauen, ihr Feuer hervorzulocken und aufs Feinste erstrahlen zu lassen.

Denn nachdem sie sich der strengen Ausbildung zur Gemmologin und Diamantgutachterin unterzogen hatte, war ihr als gründlicher Schweizerin klar, dass auch noch eine Lehre als Goldschmiedin folgen musste. Und weil sie gelernt hatte, das Arbeiten in der Werkstatt zu lieben, belegte sie

zusätzlich an den Abenden auch noch einen Kurs als Edelsteinschleiferin an der Meisterschule.

Danach fühlte sie sich fit, ihren eigenen Edelsteinhandel zu eröffnen. Eine Firma, die heute noch in Idar-Oberstein für sie arbeitet. Doch war ihr Start nicht ganz einfach. Denn um mit Edelsteinen zu handeln, braucht's Kapital. Und das musste sie sich erst verdienen.

Messe sich wer kann

Da traf es sich, dass ihr damaliger Partner eine Messebaufirma hatte und sie nicht über zwei linke Hände verfügte. Also stieg sie bei ihm ein und baute von Moskau bis Paris und von Göteborg bis Dubai Messestände internationaler Unternehmen auf.

«Das war eine andere Welt», erzählt sie heute amüsiert. «Als einzige Frau mit 60 Messebauern – einige davon zahnlos, viele nur flüchtig gewaschen und die meisten der deutschen Sprache nicht mächtig – bis tief in die Nächte hinein zu arbeiten, damit alles am Eröffnungstag tipptopp in Schuss war.» Und ein wenig nachdenklich fügt sie hinzu: «Aber das war auch eine gute Lehre fürs Leben – eine andere als in Idar-Oberstein. In diesen 15 Jahren habe ich viel gelernt über Logistik und Mitarbeiterführung – und wie ich mit Menschen aus verschiedenen Nationen und Religionen klar kommen kann. Auch oder gerade, wenn der Stress kontinuierlich zunimmt, weil der Bau morgens um acht perfekt stehen muss.»

Was sie dabei nicht wusste, war, wie wichtig die so erfahrene Menschenkenntnis für ihren Beruf als Edelsteinfachfrau sein sollte.

Denn «in unserem Gewerbe basiert das gesamte Geschäft auf Vertrauen – und dazu gehört nun mal Menschenkenntnis», erzählt sie. «Wer allerdings dieses Vertrauen verspielt, erholt sich in dieser Branche nicht mehr davon. Nirgendwo auf der Welt. Denn die wichtigen Player kennen sich. Weltweit. Wenn deshalb einer aus unserer Zunft einem anderen gefälschte oder überteuerte Ware andreht, macht er das genau ein Mal. Danach ist er für das Edelsteingeschäft tot.»

Moment, inwiefern kann er einem anderen schlechte Ware andrehen?

«Der Begriff `Edelstein´ hört sich für viele irgendwie nach Ewigkeit an. Vielleicht haben `Steine´, weil sie zum Bauen verwendet werden, in unserem Alltagsverständnis etwas Definitives, Unveränderliches. Aber das ist bei Edelsteinen zu kurz gesprungen. Denn Edelsteine lassen sich sehr wohl auf künstlichem Wege beeinflussen oder gar herstellen. Allerdings gibt es auch Institute, die wissenschaftlich präzise zertifizieren können, ob eine Beeinflussung vorgenommen wurde oder nicht.»

Das hört sich spannend an!

«Nehmen Sie zum Beispiel Smaragde. Deren Oberfläche ist – unter dem Mikroskop erkennbar – porös. Deshalb nehmen sie Öle auf, die ihre Farbe stärker zum Ausdruck bringen. Doch ist genau das jene unerwünschte Verfälschung, die den Wert eines Smaragdes massiv beeinflusst.

Oder positiv formuliert: Wenn Sie einen Smaragd haben, der den drei Kriterien genügt – aus Kolumbien zu kommen, nicht geölt zu sein und über ein lebendiges Grün zu verfügen – das übrigens `vivid green´ genannt wird – dann haben Sie einen Stein, der, je nach Grösse, den Wert eines Brillanten leicht übersteigt.»

Da staunt der Laie und die Fachfrau lächelt, als sie fortfährt.

«Solche Kriterien gibt es auch für Rubine und Saphire. Bei Rubinen kommt es auf folgende drei Qualitätsmerkmale an: Sie sollten aus Burma stammen – was immer schwieriger wird, weil die Minen fast leergeräumt sind und politische Aspekte den Handel nicht gerade vereinfachen. Sie sollten zweitens über die Farbe `taubenblutrot´ verfügen. Und sie sollten drittens nicht erhitzt worden sein. Denn Wärme verändert ihre Gitterstruktur – das ist ihre molekulare Grundstruktur –, wodurch sich auch ihre optischen Eigenschaften zu ihrem Vorteil verändern können. Haben Sie einen Rubin mit diesen drei Kriterien, dann haben Sie einen bedeutenden Wert in der Hand. Aber eben nur, wenn er nicht `gebrannt´ worden ist!

Auch Saphire verändern sich unter Wärmeeinwirkung. Deshalb gehören Saphire zu den edelsten ihrer Art, wenn sie aus Kaschmir kommen, von wo schon seit längerem kein Rohmaterial mehr herkommt, wenn sie kornblumenblau sind und nicht erhitzt wurden. Der Preis solcher Steine ist sehr klar im obersten Segment anzusiedeln.





Wer das weiss, wundert sich nicht, dass Edelsteine dieser Güteklasse inzwischen von unseren Kunden als krisenfeste Geldanlage erworben werden. Oft auch lieber als Brillanten. Voraussetzung ist allerdings, dass ihre Qualität von einem anerkannten Institut zertifiziert ist. Das ist nicht nur für den Käufer wichtig, sondern auch für uns als Händler. Denn mit einem solchen Zertifikat in den Händen, reden wir beide über dieselbe Qualität. Und weil solche Steine sehr viel seltener sind als Brillanten – sind sie eben bei manchem auch begehrter.»

Und dann fährt sie fort den staunenden Bericht-erstatte für kommende Weihnachtsfeste und Geburtstage noch ein Stück kundiger zu machen: «Den finalen Preis entscheiden jedoch – wie bei Brillanten auch – die vier C's. Als Erstes ist da der Schliff (englisch `Cut´), der das Feuer des Steins optimal zur Geltung bringen soll. Zweitens die Grösse (gemessen in `Carat´), drittens seine Klarheit (`Clarity´) und viertens die Farbe (`Colour´). Aber es bestimmen den Preis – im Gegensatz zu den Diamanten – eben auch: Angebot und Nachfrage, politische Situationen, Modeerscheinungen und zu guter Letzt der eigene Geschmack.

Warum erzähle ich das?» stellt sie die rhetorische Frage, um sie gleich selbst zu beantworten: «Weil es immer wieder Menschen gibt, die bei einem Bangkok-Aufenthalt meinen, sie würden ein Schnäppchen machen, wenn sie einen Smaragd `günstig´ erwerben und ihn dann zuhause zum Fassen bringen. Da verlieren sie oftmals selbst die Fassung, wenn sich dann bei genauerer Betrachtung dieses – als `Erbstück´ deklarierten – Steines herausstellt, dass er mit farbigem Öl behandelt wurde und deshalb bestenfalls als grüner Glasstein durchgeht. Die Erkenntnis, dass er damit um das hundert- bis tausendfache überzahlt wurde, erspare ich ihnen dann gerne.»

Weg gemacht. Denn die meisten Experten, die heute an den wichtigen Stellen des Handels sitzen, kenne ich seit vielen Jahren aus unserer gemeinsamen Ausbildungszeit. Das sorgt für ein Netzwerk, durch das ich auch ausgefallene Wünsche unserer Kunden realisieren kann. Vielleicht nicht immer sofort. Aber mit etwas Zeit ist oft einiges möglich.»

Und so ahnt niemand, der durch das Schaufenster in dieses heimelige Geschäft schaut, dass Sandra Guyer eine Expertin ist, die für viele eine der ersten Anlaufstellen im internationalen Handel von feinsten Edelsteinen ist.

Und das – wie gesagt – mitten im beschaulichen Brunnen auf dem Kronenplatz 📍

📍 Mehr zu
ihrem Laden
«GEM FACTORY»
finden Sie hier:

www.gemfactory.ch

Vertrauen, Vertrauen, Vertrauen

«Wie gesagt: Unser Geschäft basiert auf Vertrauen.

Wie wichtig das ist, habe ich vor zwanzig Jahren natürlich nicht gewusst. Aber ich habe mich – eigentlich eher durch Zufall – mit meinem Gang nach Idar-Oberstein auf den richtigen

DER BEWAHRER

Abach

NIKOLAUS VON REDING –
HERR ÜBER DAS WUNDERVOLLE
HERRENHAUS AN DER SCHMIED-
GASSE – ERINNERT SICH

von Andreas Lukoschik

«Als ich 1956 meine Matura am Kollegi gemacht hatte», erzählt er gut gelaunt, «war erst einmal das Militär angesagt gewesen. Wissen

Sie, wenn fünf Generationen lang der Rang eines Obersts in der Familiengeschichte der Standard ist, dann war in den 50er Jahren klar, dass ein Sanitätsregiment für mich keine wirkliche Option war. Also ging's zur Gebirgsinfanterie.

Als deren Rekrutenschule 1956 im Mendrisiotto endete, hiess es allerdings, dass wir zwei Wochen länger Dienst tun müssten, weil die Sowjetunion gerade Ungarn besetzt hatte. So blieben wir auf dem Posten. Bis die Entwarnung kam, dass 'die Russen' nicht bis zu uns durchmarschierten. Damit konnte ich das Studium beginnen. Allerdings musste ich meinem Vater erst einmal erklären, dass ich mich für den Beruf des Zahnarztes entschieden hatte. Seine Antwort war die verständnislose Frage: 'Du willst Handwerker

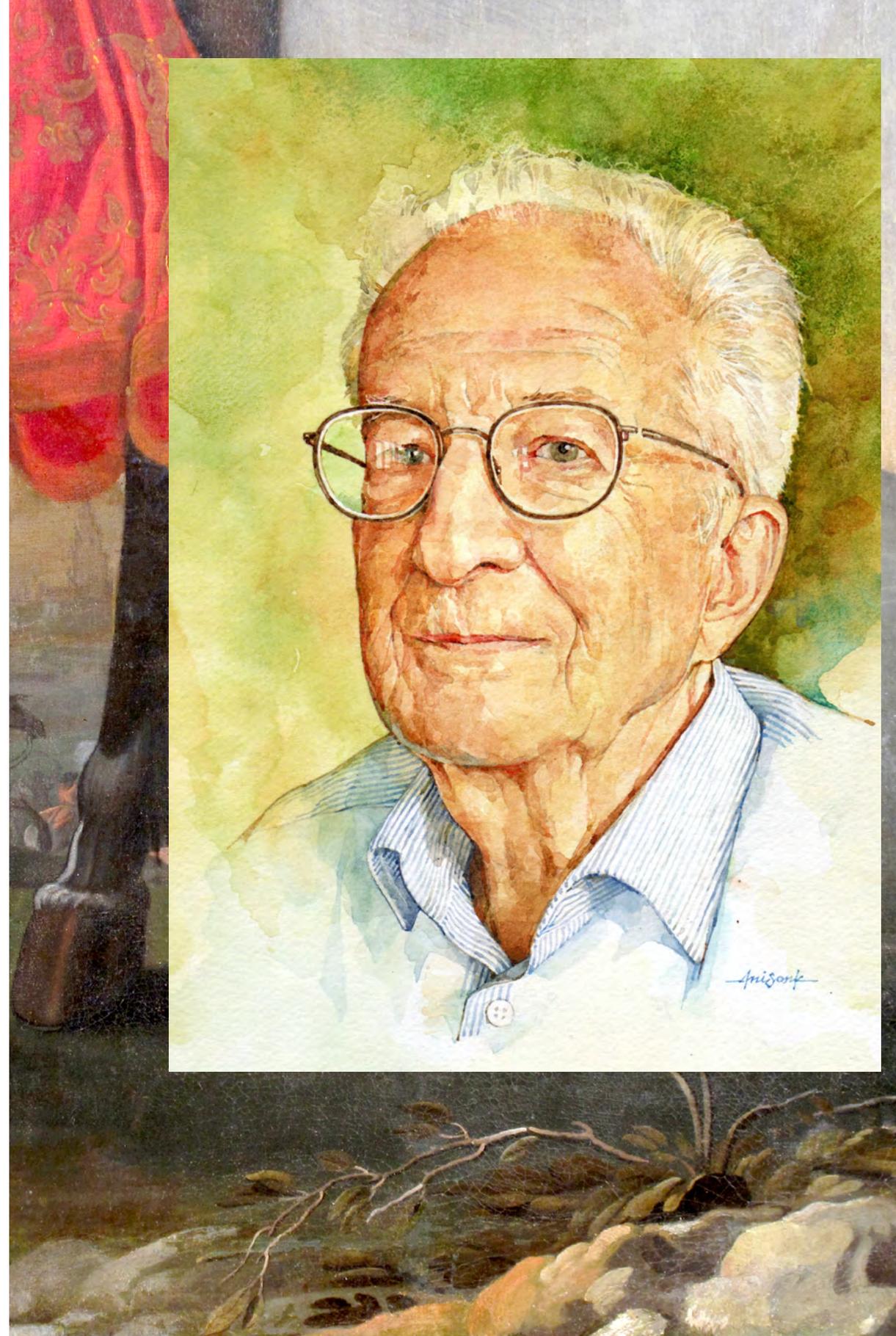
werden?' Immerhin war ich der erste in der vielhundertjährigen Familiengeschichte, der solch merkwürdige Ziele verfolgte. Aber er willigte ein.

Als diese Hürde genommen war, stellte sich ein inhaltliches Problem. Ich war im Kollegi zur Schule gegangen und deshalb in allen kirchlichen Themen samt Latein und Griechisch – Matura Typus A – bestens geschult, aber die Naturwissenschaften waren damals am Kollegi praktisch nicht existent. Ich wusste zum Beispiel nicht einmal, was 'organische Chemie' ist. Also musste ich mir dieses Wissen beim Studium an der Uni Zürich erst einmal mühsam erarbeiten. Wir hatten damals 48 Stunden Vorlesungen. Jede Woche! Und wer die Vorlesungen nicht mitschrieb, hatte nichts zum Lernen. Fertige Skripte des zu erlernenden Stoffes gab es nicht. Das war also eine Herausforderung. Und weil mich mein Vater finanziell kurzhielt, arbeitete ich zusätzlich nachts in der Sihlpost. Manchmal ging es morgens sogar direkt von der Post in die Uni.

Ferienjobs

Während der Schulzeit hatte ich ein gewisses Talent für Sprachen an den Tag gelegt. Latein und Griechisch hatten wir ja am Kollegi gelernt, Französisch sprachen wir leidlich sowieso und

ILLUSTRATION: Anisouk Thongra-Ar



spanisch hatte ich freiwillig dazugelernt. Aber mein Englisch war nicht besonders. Also schickte mich meine Mutter während der Semesterferien nach Nottingham auf ein Landgut, wo ich als Landarbeiter fünf Tage die Woche arbeitete – zusammen mit Vertretern des halben Commonwealth: aus Neuseeland, Kanada, Indien und Kenia. Danach ging's meinem Rücken nicht ganz so gut, aber mein Englisch war ganz passabel.

Der nächste Ferienjob war jedoch viel interessanter. Der tschechische Dirigent Rafael Kubelik war mit seiner Familie vor den Sowjets aus der Tschechoslowakei geflohen. Er befürchtete nun, dass sein kleiner Sohn von den Russen gekidnappt werden würde, um den damals weltweit angesehenen Dirigenten zur Rückkehr in den Ostblock zu `bewegen`.

Kubelik lebte damals mit seiner Familie in Luzern. Und weil meine Mutter ihn kannte, wurde ich gebeten, seine Familie auf eine Tournee durch Italien zu begleiten – um seinen Sohn zu beschützen. Ich bekam dazu sogar eine Waffe und musste mich bei jedem Konzertauftritt des Maestros mit dem Sohn im Hotelzimmer einschliessen, durfte niemandem aufmachen und war entschlossen, den Junior notfalls mit scharfer Waffe zu beschützen. Das war zwar aufregend, aber sehr viel weniger anstrengend als die Landarbeit. Überdies lernte ich unglaublich viel über die Kultur Italiens. Denn natürlich bekam der Maestro von Turin über Mailand und Florenz bis Rom und Neapel allüberall die besten Führungen, an denen auch sein Sohn und damit auch ich teilnahmen. Was ich auf dieser Reise gelernt habe, weiss ich heute noch!»

Das Herrenhaus

Während Nikolaus von Reding mit verschmitztem Lächeln seine Geschichte erzählt, sitzen wir im Salon seines wunderbaren Herrenhauses an der Schmiedgasse und trinken sein Lieblingsgetränk – Kaffee. Als er merkt, dass seine bemerkenswerte Behausung Eindruck auf den Berichterstatter macht, wechselt er das Thema.

«Wissen Sie, warum die alten Obersten und Generäle hier in Schwyz so grosse Häuser gebaut haben?» fragt er charmant und Lachfältchen spielen vergnügt um seine Augen. «Um Kredite zu

bekommen! Die Banken haben schon damals ihr Geld nur an Personen verliehen, die über die nötigen Sicherheiten verfügten. Hinzu kam damals – dieses Haus ist von 1614 – dass nur unterschreibungsberechtigt war, wer ein eigenes Siegel hatte, also von Adel war. Aber wissen Sie, so richtig adelig waren meine Vorfahren ursprünglich eigentlich nicht. Sie waren freie Bauern, die Land und Immobilien hatten, um den von ihnen zusammengestellten Söldner-Truppen den Sold bezahlen zu können. Denn damals bekam jeder Söldner seinen Fähigkeiten entsprechend den ersten Sold, wenn er den Dienst in Schwyz *antrat*. Wer einen Langspieß oder sogar ein Gewehr, Armbrust oder Büchse hatte, bekam mehr als ein einfacher Fusssoldat. Diese Soldunternehmer bekamen das vorgestreckte Geld von den Dienstherren aus den verschiedenen Monarchien Europas aber erst nach Eingliederung auf einem Sammelplatz im Ausland.

So musste jeder Oberst den Sold für seine Männer erst einmal vorstrecken. Und dafür brauchte er den Kredit – auf sein Haus.»

Das aber trotzdem eine sehr wohnliche «Sicherheit» ist.

«Das freut mich, dass es ihnen gefällt», sagt er, «aber es ist noch aus einem anderen Grund bemerkenswert: Der Rohbau dieses Hauses ist nämlich komplett symmetrisch angelegt. Sie können also eine Trennungslinie vom Dach abwärts ziehen und finden die Räume spiegelbildlich angelegt. Damit ist es für zwei Familien nutzbar. Zusätzlich sind aber die Stockwerke so konstruiert, dass sie mit geringem Aufwand geöffnet oder verschlossen werden können, so dass insgesamt 6 Parteien sehr angenehm zusammen unter einem Dach leben können. Dieses Mehrfamilien-Konzept war sinnvoll, weil auf diese Weise viele Mitglieder der Familie beieinander wohnen konnten. Bedenken Sie, dass die Männer ja meist auf irgendwelchen Feldzügen unterwegs waren und die Frauen den Mann im Hause ersetzen mussten. Überhaupt die Frauen der von Redings! Die mussten eigentlich über mehr Fähigkeiten verfügen als ihre Männer.»

Warum?

«Nun, aus dynastischen Gründen waren zehn Kinder und mehr normal, die nicht nur auf die Welt gebracht werden wollten, sondern auch erzogen werden mussten. Daneben mussten die Finanzen verwaltet werden und die Frauen mussten diese sehr grossen Familien zusammenhalten. Und grosse Familien halten ihrerseits oft unerwartete Überraschungen bereit.





«Unser Vater –
er war ja Oberst
der Schweizer
Armee – hatte
zum Beispiel
uns Kindern
den `Befehl´
erteilt,
jedermann im
Dorf zu grüssen.

Immer!

Die Resonanz
war unter-
schiedlich. »

In der Mitte des 19. Jahrhunderts wohnten zum Beispiel sowohl Alois von Reding – ein streng konservativer Herr – und Nazari von Reding – ein sehr progressiver Rechtsanwalt, der 1848 dem Kanton Schwyz seine erste liberale Verfassung gegeben hatte – unter diesem Dach zusammen. Da ist es leicht, sich vorzustellen, wie engagiert hier manches Mal `diskutiert´ worden ist.»

Woran wieder deutlich wird, dass Geschichte auch immer aus Geschichten besteht.

«Und aus alten Dokumenten», nimmt er den Ball auf.

Schwyz – früher ein Dienstleistungszentrum

«Zum Beispiel zeigt sich auf alten Stichen von Schwyz deutlich, dass der Ort selbst eigentlich ein – mit heutigen Worten – `Dienstleistungszentrum´ war: Da ist im 16. Jh. nur die Kirche zu sehen, das Rathaus mit dem Markt, ein Frauenkloster und der Schmied. Mehr gehörte nicht zum Kern. Die landwirtschaftlichen Betriebe waren dagegen einen guten Steinwurf davon entfernt. Die Bauern- und Herrenhäuser gruppieren sich also um dieses Dienstleistungszentrum herum. Die grösseren Häuser standen näher an diesem Zentrum, die kleineren weiter weg.»

Und mit verschmitztem Lächeln fügt er hinzu: «Aber vermutlich ging diese gestaffelte Entfernung auch mit der alten Weisheit einher: `Gehe nicht zu Deinem Fürst, wenn Du nicht gerufen wirst.´»

Wie war das als Kind, in einer solchen Sippe aufzuwachsen?

Hier zeigen sich wieder seine Lachfältchen um die Augen: «Anstrengend. Unser Vater – er war ja Oberst der Schweizer Armee – hatte zum Beispiel uns Kindern den `Befehl´ erteilt, jedermann im Dorf zu grüssen. Immer! Die Resonanz war unterschiedlich. Einige grüssten zurück, andere haben sogar den Hut gezogen und wieder andere haben einfach weggeguckt. Das Ganze hat allerdings nicht zu meinem Selbstbewusstsein beigetragen.

Ich war damals sowieso eher schüchtern und habe mich am liebsten in meine Bücherwelt zurückgezogen. Die Folge war, dass ich eigentlich nur weg aus Schwyz wollte, um unabhängig leben zu können.

Nach dem Studium habe ich deshalb die Chance ergriffen in Rüti (ZH) meine Praxis zu eröffnen. Das war am 6.6.66. Und am 9.9.99 wollte ich mich eigentlich aus dem Berufsleben zurückziehen. Aber daraus wurde der 1.1.01. An diesem Tag hat mein Sohn nämlich die Praxis übernommen.»

Wieder in Schwyz

«Seitdem bin ich wieder in Schwyz, weil ich dieses Haus, in dem wir uns befinden, im Jahr 1972 von meinem Vater übernommen habe. Ehrlich gesagt musste ich es ihm abkaufen, weil er das Geld für den familiären Ausgleich brauchte. Auf jeden Fall habe ich seitdem sehr viel Geld in Restaurierungen gesteckt und ebenso viel Arbeit investiert, um diesen Bau auch in der nächsten Zukunft in Familienbesitz erhalten zu können.

Darüber hinaus galt meine Sorge seit 1972 dem umfangreichen schriftlichen Nachlass der Reding Familie. Staatlich interessantes Schrifttum mit genealogischen Notizen und Manuskripten, Portraits und Stammbäumen hatten sich im Estrich, in Schränken und Koffern auf allen Stockwerken gesammelt.

Um die Dimension dieser Papiere einschätzen zu können, gilt es zu wissen, dass jede Familie, die in der Geschichte von Schwyz den Landmann gestellt hat, die Urkunden und Akten selbst aufbewahrt hat. Schon allein um die Arbeit und Entscheidungen ihrer Regentschaft belegen zu können. So war das auch bei uns. Da finden sich staatlich interessante Urkunden, viele mit Siegeln und Unterschriften von Ludwig XIV bis XVI und von Herrschern und Fürsten, die wir gar nicht mehr kennen. All das habe ich zum Ende des letzten Jahres an das Staatsarchiv übergeben.» Und nach einer kleinen Pause setzt er nach: «Das waren 900 Kilogramm Akten.»



Bei diesem «Ordnung schaffen» hat Nikolaus von Reding auch die Sammlung der bunt bemalten Glasscheiben, die in den Fenstern seines Hauses eingearbeitet sind, dem `Amt für Kultur` zur Dokumentation zugänglich gemacht. Daraus ist der Band 112 der Schwyzer Hefte geworden.

«Sie sehen», sagt er wieder vergnügt lächelnd, «die Geschichte geht immer weiter. Aber wenn wir uns anschauen, in welchen Zeitdimensionen das Weltall existiert, dann ist die Historie meiner Familie nicht mal eine kosmische Sekunde lang.»

Diese Einstellung zeigt, Nikolaus von Reding ist nicht nur ein Herr. Ihn zeichnet auch eine Eigenschaft aus, die nur Personen von wahren Adel haben – nämlich Demut den Zeitläufen gegenüber. 🍷





KRIMINELL GUT!

Lauerz

MARCEL HUWYLER
MORDET RICHTIG GUT.
OHNE BRUTALITÄT.
ABER MIT HIRN.

von *Andreas Lukoschik*



...nd höchst unterhaltsam. Das liegt daran, dass er selbst sehr unterhaltsam ist.

Bei unserem Gespräch in seiner Wohnung direkt am Lauerzersee sprudeln Worte, Vergleiche und Ideen nur so aus ihm heraus. Ja, er spielt sie förmlich vor. In der Betonung und mit Gesten. Gleichzeitig schlägt er dabei gedankliche Volten und lässt seine Arbeit – die ja eigentlich in der Ruhe des Alleinseins entsteht – so vergnüglich erscheinen, dass der Zuhörer sich gerne von ihm faszinieren lässt.

Dieses Entertainer-Talent sorgt auch dafür, dass seine Lesungen zu echten Publikumsrennern geworden sind.

Wie seine Krimis mit den Protagonistinnen Violetta Morgenstern (*bisher drei Bände*) und Eliza Roth-Schild (*bisher ein Band*). Für die Morgenstern-Trilogie kam er sogar beim letztjährigen „Crime Cologne Award“ unter die letzten sechs der besten Krimis im deutschsprachigen Raum.

«Stellen Sie sich das vor», strahlt er begeistert, «ich habe zum ersten Mal einen Pokal gewonnen.» Sagt´s und stürmt mit kindlicher Begeisterung los, die mit einer Lupe versehene Auszeichnung zu holen. Die hat er auch mehr als verdient. Denn so wie er schreibt, kann er es mit jedem amerikanischen Bestsellerautor aufnehmen – ganz besonders, weil seine Bücher überdies mit pffiffiger Swissness gewürzt sind.

Violetta Morgenstern

Angefangen hat er mit Violetta Morgenstern, einer Heldin, die von Beruf Auftragsmörderin ist. Also eigentlich einer Tätigkeit folgt, bei der die meisten Verlage Angst haben, dass die Leser der Heldin die identifikationsstiftende Sympathie versagen.

«Stimmt», sagt er gut gelaunt. «die meisten Verlage – und das waren nicht wenige – hatten einfach keine Schublade, in die sie dieses Manuskript stecken konnten. Aber inzwischen haben sie eine eigene Schublade für mich geschaffen.»

Und warum diese Frau?

«Als ich die Morgenstern erfand, war ich die ständig gleichen Ermittler leid – Männer, die in schwierigen Verhältnissen leben, geschieden sind, alleinerziehend, ein Alkoholproblem haben und was weiss ich noch alles mit sich rumschleppen. Ich wollte eine Heldin, die die Nase voll hat vom

Ertragen unzumutbarer Situationen, stattdessen selbst die Initiative ergreift und dabei möglichst unsichtbar bleiben muss. Und was ist unsichtbarer als eine Frau um die Sechzig? Das hört sich kaltschnäuzig an, aber so ist unsere Gesellschaft. Deshalb ist die Morgenstern genau das, eine weisshaarige Frau, Ende fünfzig. Und natürlich kein Mütterlein, sondern ein kleines Biest.

Und wissen Sie was? Ich bekomme jede Menge Post von Leserinnen, denen genau das gefällt. Tenor: Die Frau macht das, was ich mich nie getraut habe.»

Oder im O-Ton von Violetta Morgenstern: „Unsere Gesellschaft lässt zu viel Schlechtes geschehen. Man sagt heutzutage Toleranz dazu, ich nenne es Gleichgültigkeit. Die Welt ist voller Weicheier und Dazugehöriger, die dem Bösen den Mahnfinger zeigen, aber nichts dagegen unternehmen. Darum braucht es Leute wie mich, die aufräumen.“

Das ist kein Aufruf zur Nachahmung, sondern zum sich Luft-machen. Und weil sie das mit der Schweizer Präzision einer langjährigen Lehrerin macht (*was sie übrigens mit ihrem Autor verbindet*) und ebensolchem Sinn für Gerechtigkeit, bereitet Huwylers Sprach-Witz spannendes Vergnügen. So beschreibt er zum Beispiel einen Mann kurz und trocken mit

«breitschädlig, breitbeinig,
breitkrawattig».

Besser lässt sich ein Bild im Kopf nicht auslösen. Oder:

«Gerry schenkte ihr diesen Hirnlosblick wie Fussball-Jungprofis beim TV-Interview.»

Welch herrliche Beobachtung!

Oder:

«Tells IT-Chef war keiner, für den sich das kostenpflichtige Abo einer Internet-Partnerbörse gelohnt hätte.»

Bös, treffend und sehr komisch.

Solche Sätze schiesst Huwyler unerwartet aus der Hüfte ab. Aber mit einem Sinn fürs Timing, der den Verdacht erhärtet, Huwyler habe ein Händchen für Musik.

Wie schreibt er seine Bücher?

Mit der Hand?

«Nein, am Laptop. Beidhändig.» Und nach kurzer Pause legt er nach: «Mit fünf Fingern. Insgesamt!» (*Der Mann macht auch Scherze auf eigene Kosten!*)

Und dann: «Wissen Sie, ich habe früher aus Kriegsgebieten und Krisenzonen berichtet. Äthiopien, Honduras, Haiti. Was in meinen Büchern vorkommt, kenne ich tatsächlich. Ich weiss, wie's da aussieht, wie's da riecht und was da krecht und fleucht.

Aber ich erfinde auch vieles, um dem Ganzen den nötigen Kick zu geben. Havannamarken, Düfte, Waffensysteme. Das macht sehr viel Spass. Allerdings habe ich echte Probleme, wenn es um Firmennamen geht, die im Finanzbereich oder der High-Tech-Welt spielen sollen. Alles, was ich mir da je ausgedacht habe, stellte sich nachher bei der Recherche im Netz heraus als real existierende Firma im Kanton Zug.» (*Wieder so ein ironischer Seitenhieb.*) «Das ist verrückt und bestätigt meine Erfahrung: die Realität ist irrwitziger als jede Fiktion. Deshalb muss jede Fiktion realistisch sein, wenn sie geglaubt werden soll.»

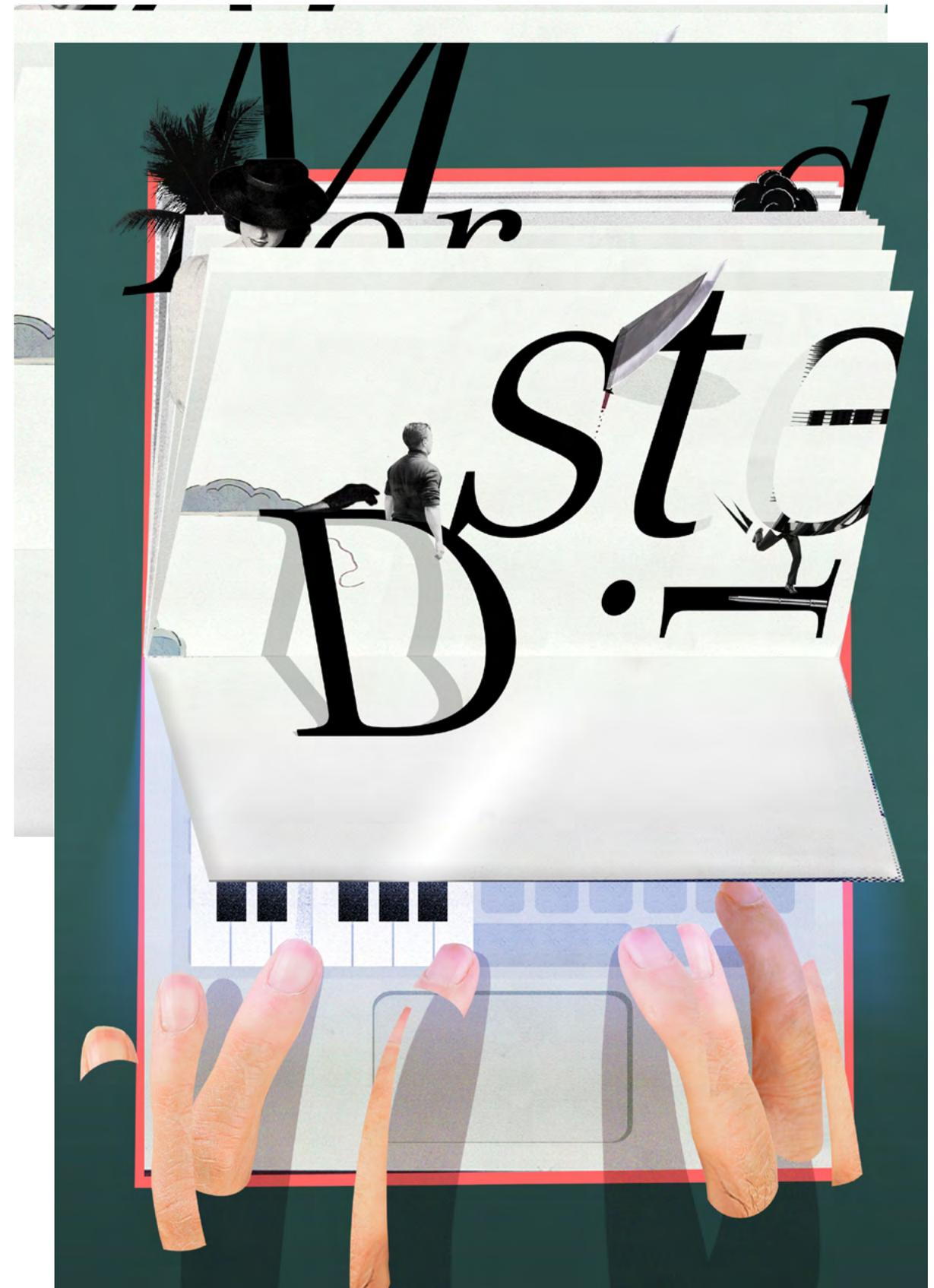
Apropos «realistisch»: Die Figuren, die in seinen Büchern auftauchen, sind herrlich konkret beschrieben. Sammelt er Abbildungen von Menschen, die er für seine Bücher attraktiv finden könnte?

«Nein, überhaupt nicht. Ich habe noch nicht einmal eine Vorstellung von Morgensterns eigenem Gesicht. Obwohl ... ich habe einmal in Unterägeri eine Apothekerin gesehen, die so aussah, wie die Morgenstern aussehen könnte.» (*Er spricht übrigens immer von DER Morgenstern, während er seine neue Figur Eliza Roth-Schild nur beim Vornamen nennt. Offensichtlich ist ihm DIE Morgenstern selbst nicht ganz geheuer.*)

«Die Gesichtslosigkeit der Morgenstern in meinem Kopf könnte bald zu einem Problem werden. Denn eine Münchner TV-Produktion hat sich die Filmrechte an den Morgenstern-Büchern reserviert. Und da stellt sich dann ja irgendwann einmal die Frage, wie die Rollen zu besetzen sind. Und wer sie verkörpern wird.

Aber vielleicht geht es ja auch so gut aus wie beim Hörbuch. Judith Steinhäuser, die die Morgenstern-Trilogie eingesprochen hat, ist grandios. Sie macht das wirklich zu einem Hörerlebnis.»

ILLUSTRATION: Florian Fischer



«
 Ich bin völlig verknallt in Schwyz
 und Lauerz. Keiner will im Kanton
 Schwyz etwas sein, was er nicht ist.
 Das ist Freiheit, die ich meine.
 »



Nochmal: Wie schreibt er seine Bücher?

«Ja», sagt er mit einem schuldbehafteten Lächeln,
 «manchmal trägt's mich einfach davon. Aber
 genauso schreibe ich auch meine Bücher.»

Wie? Er weiss nicht, wie die Krimis aussehen?

«Nicht im Detail. Ich lasse mich von der Handlung
 überraschen. Dazu trinke ich am Morgen erst mal
 viel Kaffee. Schwarz, stark, heiss. Und dann bear-
 beite ich, was ich am Tag zuvor geschrieben habe,
 groove mich so in die Geschichte ein – und dann
 lasse ich mich davontragen. Das ist unglaublich
 spannend. Ich erzähle mir sozusagen selbst die
 Geschichte. Wie Kinder das tun, wenn sie spielen.

Wenn es dabei richtig mit Action zur Sache
 gehen muss, lasse ich gerne Filmmusik laufen.
 (Aha!) Hans Zimmer zum Beispiel: aus 'Dark
 Night Rises'. Uuuh, da kann ich meist gar nicht so
 schnell schreiben, wie mir die Worte in den Sinn
 kommen.»

Das ist zweifelsfrei eine Gabe, sich so in den Flow
 versetzen zu können und dann den warmen Wind
 des Auftriebs unter den Flügeln zu spüren und
 sich davontragen zu lassen. Wie hat er gemerkt,
 dass er das kann? Dazu braucht's sehr viel Erfah-
 rung und Vertrauen in die Bildervielfalt, die sich
 zeitgleich im Kopf entfaltet.

«Ich habe früher unendlich viel geschrieben», sagt
 er und schaut über den See zum anderen Ufer.
 «Für alles und jeden – solange es mir nur Spass
 gemacht hatte. Dabei bin ich auch einmal in das
 Team von Charles Lewinsky geraten, der für die
 SRG die Comedy 'Fascht e Familie' geschrieben
 hat. Da habe ich sehr viel gelernt über Auftritte
 und Abgänge. Wie sie dramaturgisch gut kommen.
 Davon profitiere ich immer noch.

Und dann hat mich natürlich die jahrelange
 Arbeit für die Schweizer Illustrierte geprägt und
 trainiert. Wenn ich da den Platz für eine Ge-
 schichte mit 12'000 Anschlägen bekommen habe,
 konnte ich nicht 30'000 abliefern. 12'000. Punkt.
 Und trotzdem musste jeder Satz knallen. Da lernt
 man's – oder hört auf. Ich habe weitergemacht.
 Denn ich will ja meine Leser verführen. Wie auf
 der Lesebühne ... Eigentlich ist auch das Schreiben,
 wie auf der Bühne zu sein und sich die Geschichte
 zu erzählen. Deshalb lese ich mir das Geschriebene
 auch immer selbst laut vor.»

Vielleicht sind deswegen seine Dialoge so knackig!

Wie kommt er eigentlich nach Lauerz?

«Meine Frau und ich haben lange Zeit in Oberägeri
 gewohnt. Aber als uns die Wohnung dort zu gross
 wurde, haben wir etwas Kleineres gesucht. Zuerst

hatten wir eine Dachwohnung in Steinerberg im
 Auge, zu deren Aussicht meine Frau gesagt hat
 'Oh, das ist ja wie bei mir zuhause im Berner Ober-
 land'. Doch dann kam die Wohnung in Lauerz am
 See ins Gespräch ... und da hat der See gewonnen.»
 Sagt's und lächelt vergnügt.

«Und ehrlich gesagt, habe ich mich noch
 nirgendwo so wohlgefühlt wie hier. Ich bin völlig
 verknallt in Schwyz und Lauerz. Keiner will im
 Kanton Schwyz etwas sein, was er nicht ist. Das ist
 Freiheit, die ich meine.

Nebenan hat zum Beispiel einer der Nachbarn
 einen Riesentisch am See stehen. Da trifft man
 sich, jeder bringt seinen Wein mit, setzt sich dazu
 und redet. Jeder kann, keiner muss. Das ist richtig,
 richtig schön.»

Seit einiger Zeit macht der ehemalige Primarlehrer
 auch Führungen im Forum Schweizer Geschichte.

«Da bringe ich Schulklassen ein bisschen unsere
 Geschichte näher», sagt er und sprudelt gleich wie-
 der los. Und der Zuhörer sieht ihn geradezu, wie er
 den Schülern die Geschichte vorspielt und sie ihm
 gebannt folgen.

Und wie geht's weiter?

«Ende September erscheint Morgensterns vierte
 Geschichte. Ich finde es mein hammerigstes Buch,
 'Frau Morgenstern und die Flucht'.

Ausserdem kommt im Frühjahr 2023 der zwei-
 te Band von Eliza Roth-Schild heraus. Im ersten
 Band hat sie sich ja von der Züricher Society-Zi-
 cke zu einer Frau entwickelt, die sich nicht hinter
 irgendwelchen 'Do's & Don't's' versteckt, sondern
 ihre eigenen Fähigkeiten zu entdecken lernt. Auf
 diesem Weg macht sie in Band zwei am Bodensee
 weiter. Sehr köstlich.

Und diesen Dezember kommen skurrile Weih-
 nachtsgeschichten auf den Buchmarkt. Stichwort
 'Ihr Kinderlein kokset'.

Das ist kein schlechtes Pensum für einen Autor,
 der im Ein-Mann-Betrieb ein hochklassiges Werk
 raffinierter Geschichten produziert und sich gerade
 die Frage stellt, ob er für die englischsprachige
 Version der Morgenstern-Bände seine Heldin in
 «Morningstar» umbenennen soll? Aber auch hier hat
 er die richtige Antwort: «Natürlich nicht!» 🙄

☞ Und das sind
 HUWYLER'S BÜCHER:

Aus der Morgenstern-
 Reihe:

FRAU MORGENSTERN
 UND DAS BÖSE

—
 FRAU MORGENSTERN
 UND DER VERRAT

—
 FRAU MORGENSTERN
 UND DIE
 VERSCHWÖRUNG

—
 FRAU MORGENSTERN
 UND DIE FLUCHT
 (erscheint am 27.
 September 2022)



Alle Romane
 sind bei Audible
 auch als Hörbuch
 erhältlich.

Aus der Eliza
 Roth-Schild Reihe:

DAS GOLDENE
 TASCHENMESSER

—
 SEETEUFEL
 (der 2. Band
 von Eliza)



Und eine Sammlung
 skurriler Weihnachts-
 geschichten:

HEILIGE STREICHE
 – WEIHNACHTEN IN
 MÜNTSCHISBERG
 (erscheint am 22.
 September 2022)



«NIEMAND MUSS AUF ETWAS VERZICHTEN»

Schwyz

... SAGT KILIAN WIGET
ÜBER SEIN MODELABEL
WE ARE ZRCL

von Andreas Lukoschik

WIE heisst das Label? ZRCL? Das kann ja keiner aussprechen!

Es soll auch erstmal nur auffallen. Und das gelingt dem Buchstabensalat gleich beim ersten Mal – womit ein wichtiger Schritt getan ist. Denn hinter dieser – im wahren Wortsinn – *bemerkenswerten* Marke verbergen sich sehr sympathische und zeitgemässe Werte, die es lohnt kennenzulernen!

ZRCL – ausgesprochen [ssörkel] wie das englische Wort «circle» für «Kreis» – nimmt nämlich den Gedanken auf, dass wir alle in derselben Welt leben und letztlich demselben Kreis-Lauf von Werden und Vergehen unterliegen. Die für seinen Macher Kilian Wiget (*öko*-) logische Konsequenz daraus ist, dass wir mit dieser Welt sorgsam umgehen sollen – was leider die wenigsten Modelabels tun.

Deshalb begann Wiget sich vor vielen Jahren dazu seine eigenen Gedanken zu machen. Und zwar bereits in den fünf Jahren, in denen er Geschäftsführer des Schwyzer Outdoor-Sportgeschäfts 3Sixty war. Dort sah er nämlich, dass selbst in einem Sportfachgeschäft hauptsächlich Fashion-Artikel über den Tresen gehen. Also musste es doch irgendeinen vernünftigen Weg geben, wie sich Mode ökologisch, nachhaltig und fair produzieren liesse?

Bei seinen Recherchen stiess er (*auch durch den Artikel im Y14, S.18*) immer wieder auf Patrick Hohmann aus Brunnen, der mit den Bauern in Tansania und Indien Bio-Baumwolle produziert, die nicht nur fair gehandelt, sondern auch wirklich in Bioqualität angebaut wird.

«Und das geradezu Unvorstellbare war», erzählt Wiget in seiner begeisterten Art, als wir uns in seinem Flagship-Store in Schwyz's Schmiedgasse 1 unterhalten, «dass Hohmann eines Tages bei 3Sixty höchst persönlich in den Laden spazierte! Er hatte über seine Frau von meinen Recherchen gehört und wollte nun das



ILLUSTRATION: Anisok Thongra-Ar

Konzept und den Menschen kennenlernen, der sich mit diesen Gedanken beschäftigte. Und weil er schon einmal dabei war, stellte er auch gleich noch die Verbindung zu seinem Netzwerk her, das über all die für eine nachhaltige Mode notwendigen Kontakte verfügt. Da war für mich klar, jetzt muss es passieren. Denn wenn schon *DER* weltweite Pionier für Bio-Baumwolle zu mir kommt und mich überdies in sein Netzwerk einbinden will, dann müssen aus diesen optimalen Bedingungen auch reale Taten folgen.»

Und sie folgten. Inzwischen gibt es sein unlesbares, aber (*für den, der's weiss*) gut aussprechbares Label seit August 2015. Dessen klassisch angenehme Kleidungsstücke sind in 44 Geschäften der ganzen Schweiz erhältlich und die aktuelle Herbstkollektion ist gerade bei ihm eingetroffen.

Die Kollektionen

Wenn hier der Begriff Herbst«kollektion» fällt, darf sich der aufmerksame Leser darunter nicht vorstellen, dass Wiget dazu völlig neue Schnitte und Linien entworfen hätte.

Denn zum Thema «Nachhaltigkeit» gehört für ihn auch eine gewisse Kontinuität. So werden zum Beispiel alle seine T-Shirts nach demselben Schnitt hergestellt. Vom Anfang bis heute.

«Einfach, weil sie optimal sitzen», sagt er mit einem Lächeln und ergänzt es mit dem alten englischen Merksatz: «Never change a winning team!»

Bei aller Begeisterung für Klassisches blitz an dieser Stelle bei ihm ein ganz anderes Motiv auf – nämlich das männliche Kaufverhalten von Modeartikeln. Denn Männer schlagen sich ja nur selten mit der Frage herum, was sie bloss anziehen sollen. Sie tragen das, was im Kleiderschrank hängt. Fertig. Und damit dort keine Leere auftritt, neigen sie dazu, etwas Neues, das ihnen gefällt, gleich zwei-, dreimal zu kaufen. Damit das Thema «Neuanschaffungen» für eine gewisse Zeit erledigt ist.

Deshalb entstand ZRCL auch als Marke für Herren. Biologisch, klassisch, gut.



Saubere Farben & Transparenz

Ein weiteres aussergewöhnliches Merkmal seines Labels ist, dass diese allerbeste Stoff-Qualität aus ökologischem Anbau und Verarbeitung in einem Betrieb produziert und gefärbt wird, der zusammen mit Greenpeace eine der ersten 'Detox-Vereinbarungen' in Europa unterschrieben hat. Für die SWISS EDITION wird sogar noch eins draufgesetzt. Hier wird nämlich nach dem Cradle2Cradle-Verfahren alles in der Schweiz gefärbt. Das ist umso bedeutender, alldieweil gerade beim Färben viele Hersteller die billigsten – und giftigsten – Farben verwenden, die nach dem Färben in all ihrer Giftigkeit ungefiltert in die Natur zurückfliessen und so sehr grosse Umweltschäden verursachen.

Und damit all die ökologisch richtigen Schritte Wigets nicht bloss schöne Marketingversprechen sind, hat er sich zu einer ungewöhnlichen Form der Transparenz entschlossen: In jedem (!) seiner Kleidungsstücke befindet sich nämlich eine

Doch zu Wigets grosser Verwunderung fragten ab dem ersten Tag auch viele Frauen, ob er nicht auch solche Mode für sie machen könne?

Er konnte. Und so gibt es seit Frühling 2017 nun für beide Geschlechter unter dem Label ZRCL schöne, weiche und ökologisch saubere Stoffe, die durch Motive verschiedener Künstler ihren Feinschliff bekommen.

Codenummer, durch die Nachforschende im Internet den Ursprung der Baumwolle nachverfolgen können und welche Weberei, Schneiderei und Färberei die Baumwolle verarbeitet haben. Ja selbst, welche Sorte Saatgut verwendet wurde (!) ist dabei zu erfahren. Mit dieser sehr ungewöhnlichen Transparenz kann also jeder Kunde kontrollieren, dass er tatsächlich ein durch und durch sauber produziertes Kleidungsstück trägt.

FOTOS: Isabelle Wiget





FOTO: Anthony Brown; ILLUSTRATION: Florian Fischer

Deshalb ist es nicht nur schön, sich mit Wigets Kleidungsstücken zu kleiden, sondern es ist auch für die Haut gesund, diese saubere Baumwolle mit ihren umweltfreundlichen Farben zu tragen. Es ist überdies für das Herz und das Gewissen eine Wohltat zu wissen, dass mit diesen Kleidungsstücken diejenigen, die dafür arbeiten, nicht nur fair und gut bezahlt werden, sondern auch unter gesunden Bedingungen ihre Arbeit verrichten können.

Die Ikone

Als sich Kilian Wiget in der Anfangszeit seiner Produktion selbst von den Anbau- und Erntebedingungen auf den Baumwollfeldern Indiens überzeugen wollte, fuhr er mit Hohmann dorthin und war beeindruckt, was der für die Menschen vor Ort alles tat und bis heute tut.

Am Ende der Reise – genauer gesagt fünf Minuten vor Abfahrt des Busses – wollte er noch schnell ein Foto machen, für das er schon ein kleines Schild vorbereitet hatte. Er fragte also eine der Pflückerinnen auf der Plantage, ob er sie damit fotografieren dürfe. Darauf stand: «I made your clothes» und darunter Wigets Firmenname «weareZRCL». Sie willigte ein und er nahm dieses Foto mit nach Hause, wo er es auf seine Website stellte.

Was er zu diesem Zeitpunkt nicht ahnte, war die sensationelle Resonanz, die dieses Foto auslösen sollte. Denn es trat – von ihm unbemerkt – einen Siegeszug um die Welt an: Denn alsbald war es in der allerersten Ausgabe des «Fashion Revolution Magazin» zu sehen. Das ist die weltweit grösste Fairfashion Bewegung, die in mehr als 90 Ländern etabliert ist und die die «I made your clothes»

Kampagne erfunden hat. Von dort wanderte sein Foto von japanischen Schulbüchern über den amerikanischen Kontinent bis hin zum deutschen ZDF.

«Dieses Bild traf offenbar den Nerv», sagt er heute dazu und freut sich, dass auf dem Schild auch sein Logo zu sehen ist. «Das ist natürlich toll», strahlt er, «aber ich will deshalb kein Riesenunternehmen werden. Wir sind ein kleines Label mit weniger als 10 Mitarbeitenden und das soll auch so bleiben. Denn nur weil wir diese „kleine“ Grösse haben, können wir so arbeiten – ökologisch, biologisch, fair und transparent. Die Grossen fassen sich nur an den Kopf, wenn sie sehen, was wir tun.»



Aber genau deshalb sollten wir Kunden uns für Wigets ZRCL interessieren. Denn – wie gesagt – seine Kleidungsstücke sind klassisch, weich, sauber und geben einem das angenehme Gefühl, sich gut und richtig zu kleiden. Und das ist heute wichtiger denn je. 🍷

📄 *Mehr zur Transparenz, Wigets Herstellern, dem fairen Handel und dem biologischen Anbau finden Sie hier:*

www.wearezrcl.ch

Zum Thema: «Fashion Revolution» lässt sich hier das dazugehörige Magazin finden:

www.fashionrevolution.ch

MOND- PHASEN- HOLZ

Unteriberg

WAS HAT ES DAMIT AUF SICH
UND IST ES WIRKLICH SO ANDERS?
RÖBI PFENNINGER SAGT DAZU EIN
GLASKLARES: «NATÜRLICH!»

von *Andreas Lukoschik*

Denn einerseits sind die Vorzüge des Mondphasenholzes für ihn keine esoterische «Glaubensangelegenheit», sondern ein *natürlicher* Vorteil, der aus den Rhythmen der Natur entsteht. Und andererseits ist Mondphasenholz für ihn ein *selbstverständliches* Thema, weil ihm sein Vater viel darüber erzählt hat und ihn so an seinem reichen Erfahrungswissen schon von Kindesbeinen an teilhaben liess.

Aber kann man die Vorzüge dieses Holzes auch *wissenschaftlich* beweisen?

Man kann.

Besser gesagt Prof. Dr. Ernst Zürcher von der Holzfachschule Biel hat genau das 20 Jahre lang erforscht. Unter anderem an 1960 Holzproben von Bäumen aus der ganzen Schweiz, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten

gefällt und anschliessend nach verschiedenen Methoden weiterverarbeitet wurden. Dabei konnte er zweifelsfrei nachweisen, dass Mondphasenholz resistenter gegen Schädlingsbefall und wetterbeständiger ist sowie einen geringeren Volumenschwund beim Trocknen hat.

Das ist schon mal ein interessantes Ergebnis. Aber lässt sich auch erklären, wieso das so ist?

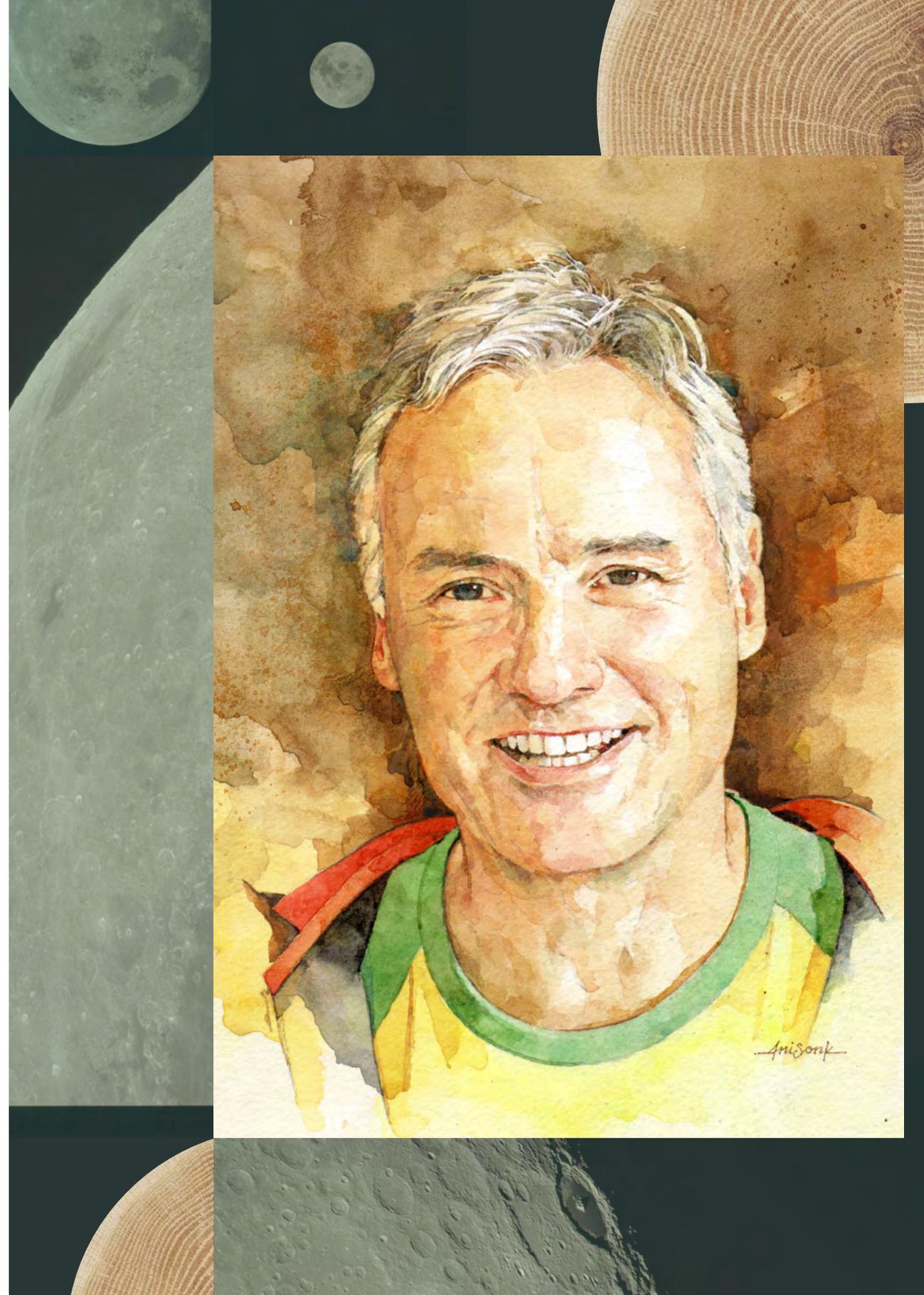
«Mondphasenholz wird grundsätzlich im Winter geschlagen», beginnt Röbi Pfenninger seine Einlassungen als wir im Büro seines beeindruckenden Betriebes sitzen, der an eine steile Felswand der Unteriberger Waagtalstrasse gebaut ist. «Meist im Dezember und Januar, und zwar bei abnehmendem Mond. Der Grund: In diesen Monaten herrscht definitive 'Saftruhe'. Das heisst dass die Flüssigkeiten im Baumstamm ('Säfte') zur Ruhe gekommen sind und der Wald Atem schöpft für einen Neuanfang.»

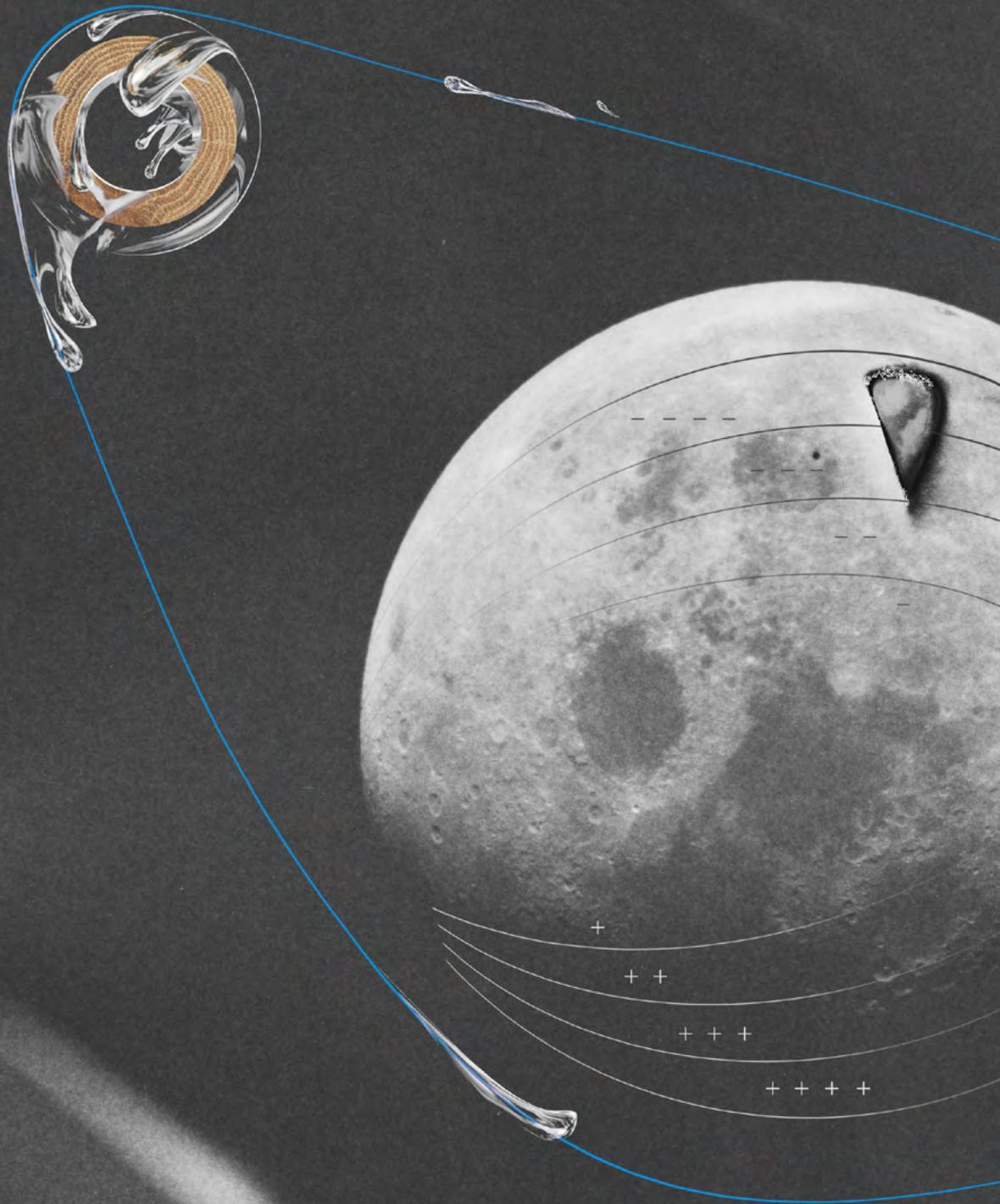
Diese innere Ruhe macht zwar als Voraussetzung für eine weitere Verarbeitung Sinn, aber was hat der Mond damit zu tun?

Das Wasser in den Zellen des Baumes

«Dazu muss ich ein wenig ausholen: Wenn uns etwas aus der Hand gleitet, fällt es zu Boden», erklärt Pfenninger geduldig. «Das ist die Anziehungskraft der Erde. Eine solche Massenanziehungskraft hat nicht nur die Erde, sondern auch der Mond auf uns, eigentlich auf alles, was auf unserer Erde kriecht und flucht. Am deutlichsten sichtbar wird das an

ILLUSTRATION: Anisongk Thongra-Ar





Ebbe und Flut. Ohne den Mond gäbe es dieses Phänomen nicht. Aber der Einfluss des Mondes geht noch weiter. Denn auch in den Zellen der Bäume befindet sich Wasser.

Und zwar zwei verschiedene Arten von Wasser. Zum einen jenes, das sich im *Hohlraum* der Zellen des Stammes befindet und das als *freies Wasser* bezeichnet wird. Zum anderen sind es jene Wassermoleküle, die mit der *Zellwand* eine wechselseitige Beziehung eingehen und *gebundenes Wasser* heissen.

Der erwähnte Prof. Zürcher hat nun unter kontrollierten Laborbedingungen nachweisen können, dass bei *zunehmendem* Mond die Wassermoleküle aus der Zellwand hinaus in die Zelle *zum freien Wasser* wandern. Und dass bei *abnehmendem* Mond die Bewegung genau andersherum ist. Die Wassermoleküle pulsieren also zwischen dem Aufenthalt in der Zellwand als *gebundenes Wasser* und in den Zellhohlräumen als *freies Wasser*. Und zwar parallel zum ab- und zunehmenden Mond, wobei das Mondholz, das ja bei abnehmendem Mond geschlagen wird, mehr gebundenes Wasser in seinen Zellwänden trägt.»

Sonne und Mond

«Nun ist ein Baum aber nicht nur ein Lebewesen, sondern verfügt auch über ein eigenes, messbares elektromagnetisches Spannungsfeld. Deswegen war Zürcher schnell klar, dass es die elektrostatischen Kräfte des Baumes sein müssen, die die Wassermoleküle auf ihre Reise innerhalb der Zelle schicken.

Deswegen legte Zürcher an verschiedenen Bäumen Elektroden an und mass über Monate hinweg die Veränderungen des Spannungsfeldes *„Baum“*. Und zwar in Abhängigkeit von Jahreszeit und Mondstand. Dabei zeigte sich, dass die elektrischen Schwankungen im Winter (*also*

während der Saftruhe) eindeutig im Rhythmus des Mondes pulsieren. Sozusagen analog den vom Mond gesteuerten Gezeiten auf unseren Meeren.

Im Sommer jedoch tritt der Einfluss des Mondes zurück und der Rhythmus der Sonne übernimmt die Führungsrolle – was andere Eigenschaften des Holzes fördert.

Mit seiner 20 Jahre währenden Erforschung des Holzes konnte Ernst Zürcher damit beweisen, dass das von unseren Ahnen gesammelte Erfahrungswissen mit den naturwissenschaftlichen Methoden der Gegenwart erklärt werden kann.»

Hundertjährige Haltbarkeit

Soweit die wissenschaftliche Begründung. Lässt sich das auch an Zahlen festmachen?

«Da haben wir hier im Kanton Schwyz die besten Voraussetzungen, die lange Haltbarkeit des Mondphasenholzes richtig zu würdigen. Denn unsere Ahnen, die sich am Ende des dreizehnten Jahrhunderts hier niedergelassen haben, hatten die Bäume für ihre Holzhäuser nach denselben Mondbeobachtungen geschlagen wie wir heute. Deren alte Blockbauten sind also bester Beweis für die Lebensdauer von Mondphasenholz. Im Haus Bethlehem sind das zum Beispiel gut und gerne 700 Jahre. Aber wir haben im Talkessel ja jede Menge von diesen herrlichen alten Blockbauten, die zwar oftmals überbaut worden sind – aber dennoch bis heute ihre statische Funktion erfüllen.

Ich richte mich beim Fällen unserer Bäume nach Aufzeichnungen aus derselben Zeit – dem 13. Jahrhundert. Die stammen zwar aus Tirol, treffen aber genauso gut bei uns ins Schwarze. Wobei wir allerdings bei unseren Fällarbeiten noch weitergehen als es Prof. Zürcher wissenschaftlich erklären kann. Es ist ein Wissen, das ich

WER TIEFER IN DAS THEMA EINSTEIGEN WILL, DEM EMPFEHLEN WIR DIESE ZWEI BÜCHER:

PROF. DR. ERNST ZÜRCHER, «DIE BÄUME UND DAS UNSICHTBARE, ERSTAUNLICHE ERKENNTNISSE AUS DER FORSCHUNG», AT VERLAG, AARAU UND MÜNCHEN, 2020

ERWIN THOMA «HOLZWUNDER, DIE RÜCKKEHR DER BÄUME IN UNSER LEBEN», SERVUS BEI BENEVENTO PUBLISHING, SALZBURG, 2016

von meinem Vater übernommen habe und das sich bisher immer als richtig erwiesen hat. Wir berücksichtigen bei der Wahl des richtigen Fällzeitpunkts nämlich noch das Tierkreiszeichen, in dem der Mond zu diesem Zeitpunkt steht. Dadurch steuern wir bestimmte Eigenschaften sehr genau an. Zum Beispiel ob das Holz eher resistent gegen Schädlinge sein muss oder besser im Bereich 'Wetterbeständigkeit' abschneiden soll.»

Der Nachschub

Wie schafft er es, ausreichend von diesem doch recht raren Mondphasenholz zu bekommen?

«Zunächst einmal versuchen wir aus ökologischen Gründen das Holz nicht in Vorarlberg oder Tirol zu kaufen, sondern in der Nähe. Deshalb arbeiten wir mit der Genossame Yberg, den Oberallmeind-Korporationen Schwyz und Ägeri sowie mit privaten Waldbesitzern zusammen. Die Bäume, die wir dort suchen, müssen am Nordhang wachsen, auf mindestens 1000 Metern über dem Meer stehen und feinjählig sein – also langsam gewachsen sein. Und sie sollten in Gruppen stehen, damit sie einen zweiglosen Stamm haben. Das sind die richtigen Bäume für uns. Aber Baumkaufen ist kein Wunschkonzert, sondern wird vom Revierförster geleitet. Und den interessiert an erster Stelle sein Wald – was der braucht, was ihn pflegt und auf was er verzichten kann.

Deshalb ist es am besten, wenn sich seine Interessen und unsere kreuzen. Wir suchen nämlich bevorzugt Bäume, die am unteren Ende des Stammes mindestens 70 cm Durchmesser haben und deshalb gut 120 Jahre alt sind. Vielleicht wundert es einige, dass der Revierförster uns solch alte Bäume überlässt. Aber Fichten – und darum geht es bei uns meistens – sind Flachwurzler, das heisst dass sie ihre Wurzeln nicht in die Tiefe schicken, sondern in die Flä-

che. Wenn sie dann mit zunehmendem Alter eine gewisse Höhe erreicht haben, kann es sein, dass bei starken Stürmen die Wurzeln nicht mehr die Kräfte auffangen können, die auf den langen Hebel des Stammes durch den Wind einwirken. Solche umsturzgefährdeten Kandidaten kennt der Revierförster und überlässt sie uns gerne – damit sie seinem Wald nicht gefährlich werden können.»

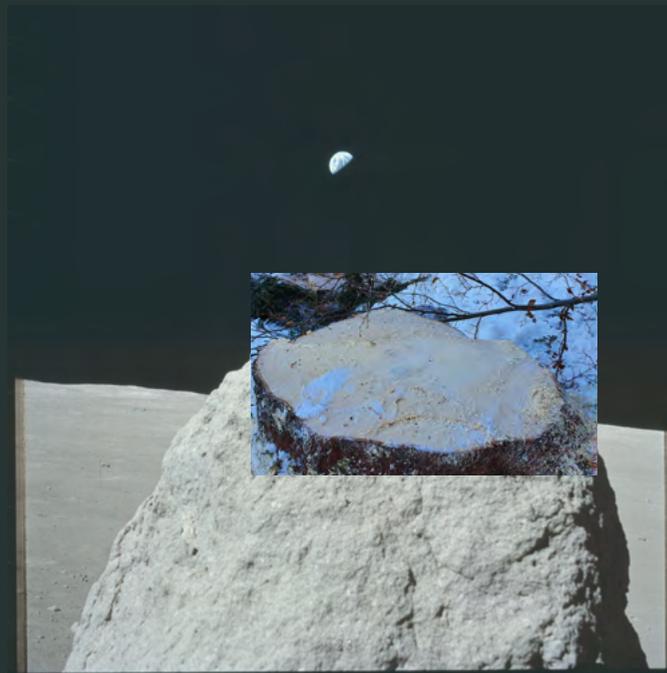
Und dann wird der Fällzeitpunkt bestimmt?

«Genau! Da kommen dann meist nur ein oder zwei Tage im Winter in Frage. Wenn wir die berechnet haben, geben wir den Fällauftrag und kontrollieren den sehr genau. Denn wenn da nicht präzise gearbeitet wird, dann hat alle Berechnung keinen Sinn.

Nach den alten Kalendern soll der 'Thomas-Tag' – also der 21.12. – übrigens generell der optimale Zeitpunkt für Mondphasenholz sein. Aber wie gesagt, wir berechnen lieber die Fällzeitpunkte für jeden Baum individuell passend. Danach bleiben die Bäume zwei bis zweieinhalb Monate im Wald, wo sie in ihrem natürlichen Umfeld ruhen können, ehe sie zur Sägerei verbracht werden, wo das Holz noch einmal eineinhalb bis zwei Jahre lagert. Ab diesem Zeitpunkt hat das Holz seine optimale Reifung erlangt und kann dann seiner Bestimmung entsprechend eingesetzt werden.» 🍷

 Mehr zu RÖBL
PFENNINGERS
Mondphasenholz-
Arbeit finden Sie
hier:

[www.
mondphasenholz
.ch](http://www.mondphasenholz.ch)





einsiedeln

Die herbstlichen Weiten der Schwantenu
FOTO: Stefan Zürer

47° 9' 37.668" N 8° 44' 17.130" O

UNTER SEINER DECKE STECKEN VIELE GERN

Einsiedeln

... UND WISSEN ES GAR NICHT.
DENN BEAT SCHÖNBÄCHLERS FIRMA
KST AG IST TECHNISCHER MARKT-
FÜHRER BEI KÜHL-HEIZ-DECKEN

von Andreas Lukoschik

«Das Raumklima mit leistungsfähigen Kühl-Heiz-Modulen zu beeinflussen, die oben unter der Decke installiert sind, können natürlich auch andere Unternehmen», sagt Schönbächler und hält den Ball in guter Schwyzer Tradition flach. «Aber wir geben uns damit nicht zufrieden, sondern wollen mehr. Nämlich die individuellen Probleme jedes Raumes so lösen, dass sich die Menschen darin wohlfühlen.»

Cool!

Dass ihm das aufs Beste gelingt, zeigt seine beeindruckende Referenzliste, die sich wie das Who-is-who der Schweizer Wirtschaft liest. Praktisch jede Bank in der Schweiz findet sich darin, weil «Banker schon sehr lange wissen, wie wichtig ein optimales

Raumklima für konzentriertes Arbeiten ist», so Schönbächlers Erklärung. Das sagte sich offensichtlich auch Google – DER Innovationskonzern schlechthin – und liess sein Zürcher Hürlimann-Areal von Schönbächler klimatisieren. Und für den bestvernetzten Standort der Schweiz ist das optimale Klima ebenfalls wichtig – denn im Dienstleistungszentrum Circle im Zürcher Flughafen gehen täglich zigtausende Menschen ein und aus. Deshalb hat in dessen Räumen Schönbächlers KST AG gleich ein ganzes Bündel an Lösungen kreiert und eingesetzt. (*KST steht übrigens sehr prosaisch für «Klima System Technologie».*)

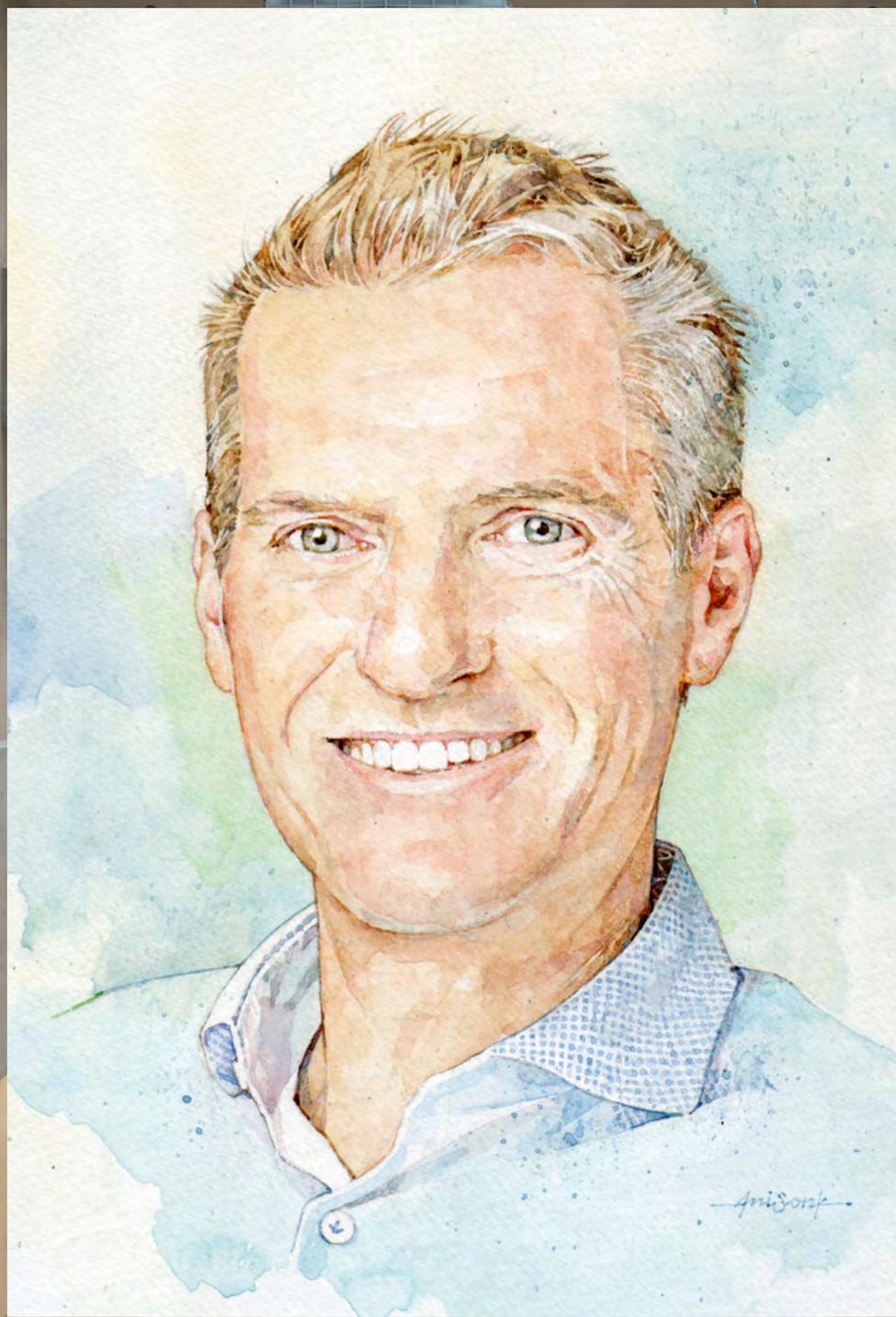
Aktuell arbeiten er und seine rund 70 Mitarbeitenden mit den Stararchitekten von Herzog & de Meuron an einer 25-Millionen-Klimalösung für einen 42'500-Quadratmeter-Gebäudeneubau des Roche Innovation Centers in Basel.

Wer sich selbst überzeugen will, was Schönbächler unter optimaler Klimatisierung versteht, kann das in dem vom Architekten David Chipperfield erbauten und weltweit beachteten Erweiterungsbau des Zürcher Kunstmuseums erleben. Denn auch dieses grossartige Museum haben Schönbächler und sein Team klimatisiert.

Es lässt sich also mit Fug und Recht sagen: Dieser Mann und seine KST AG haben es drauf, Räume für Menschen – und auch Kunstwerke – so zu klimatisieren, dass alle zufrieden sind.

Was kann er, was andere nicht können?

ILLUSTRATION: Anisok Thongra-Ar
FOTO: © Juliet Halter, Amt für Städtebau, Zürich



Da lacht er: «Ehe wir uns um das Raumklima Gedanken machen, schauen wir uns den Raum sehr genau an, um den es gehen soll. Und zwar im Ganzen. Nicht nur das Raumvolumen, das gekühlt werden soll, sondern die Struktur des Raumes, die verarbeiteten Materialien, die Laufwege der Menschen, die Sonneneinstrahlung und was den Raum sonst noch auszeichnet und beeinflusst. Wir machen uns also erstens ein ganzheitliches Bild von diesem Raum.

Und zweitens gibt es da noch das Thema `Erfahrung`, das uns vielleicht von anderen unterscheidet. Wissen Sie, ich bin kein Theoretiker, sondern ein Mann der Praxis. Aus dieser ergeben sich oft Zusammenhänge und Wechselwirkungen, die andere ausser Acht lassen.

Dazu ein vielleicht exotisch wirkendes Beispiel.

Ein Kunde rief uns an, weil es in einem seiner Büros ständig zu warm sei. Sobald sich die Türen des Raumes schlossen, wäre es nicht auszuhalten, erzählte er. So stickig sei es in dem Raum.

Als wir den Raum untersuchten, stellten wir fest, dass die Kühldecke einwandfrei arbeitete und das Klima perfekt war. Es musste also an etwas liegen, das *nichts* mit der Temperatur zu tun hatte.

Daraufhin schauten wir uns den Raum als Ganzes an und stellten fest: Der Architekt hatte darin einige akustische Geräusch-Absorber zu viel eingebaut. Sie schluckten den Schall zu stark und gaben den Mitarbeitenden ein unnatürliches Gefühl der Enge. Das Problem war also nicht klimatischer Natur, sondern akustischer. So liessen die Menschen intuitiv die Türen aus dem Raum offen, weil das dem Schall die Möglichkeit gab, sich im Raum so zu verhalten, als ob keine Schallschlucker installiert worden wären. Also entfernten wir die Schall-Absorber und siehe da: Es war nicht mehr `stickig` in dem Raum und die Mitarbeitenden konnten ab sofort auch mit geschlossenen Türen arbeiten.

Daran sehen Sie zweierlei: Das Raumklima wird erstens nicht allein

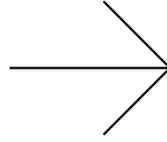
durch die Temperatur bestimmt. Zweitens erklärt es, was wir anders machen und drittens, wie sich unsere Expertise in der Praxis vom Raumklima auch auf akustische Fragen erweitert hat.»

Da ahnt der Zuhörer doch, warum kluge Bauherren auf diesen Mann hören! Aber das tun offensichtlich nicht alle.

«Es gibt zum Beispiel Generalunternehmer, die ihr Bauwerk in einzelne Gewerke zerlegt haben, und erwarten, dass jedes einzelne davon isoliert abgearbeitet wird. Auf dieser Basis suchen sie einen Dienstleister, der ihnen `das Thema Raumtemperatur` erledigt. Wie? Das ist seine Sache. Der Preis muss stimmen und das soll reichen.

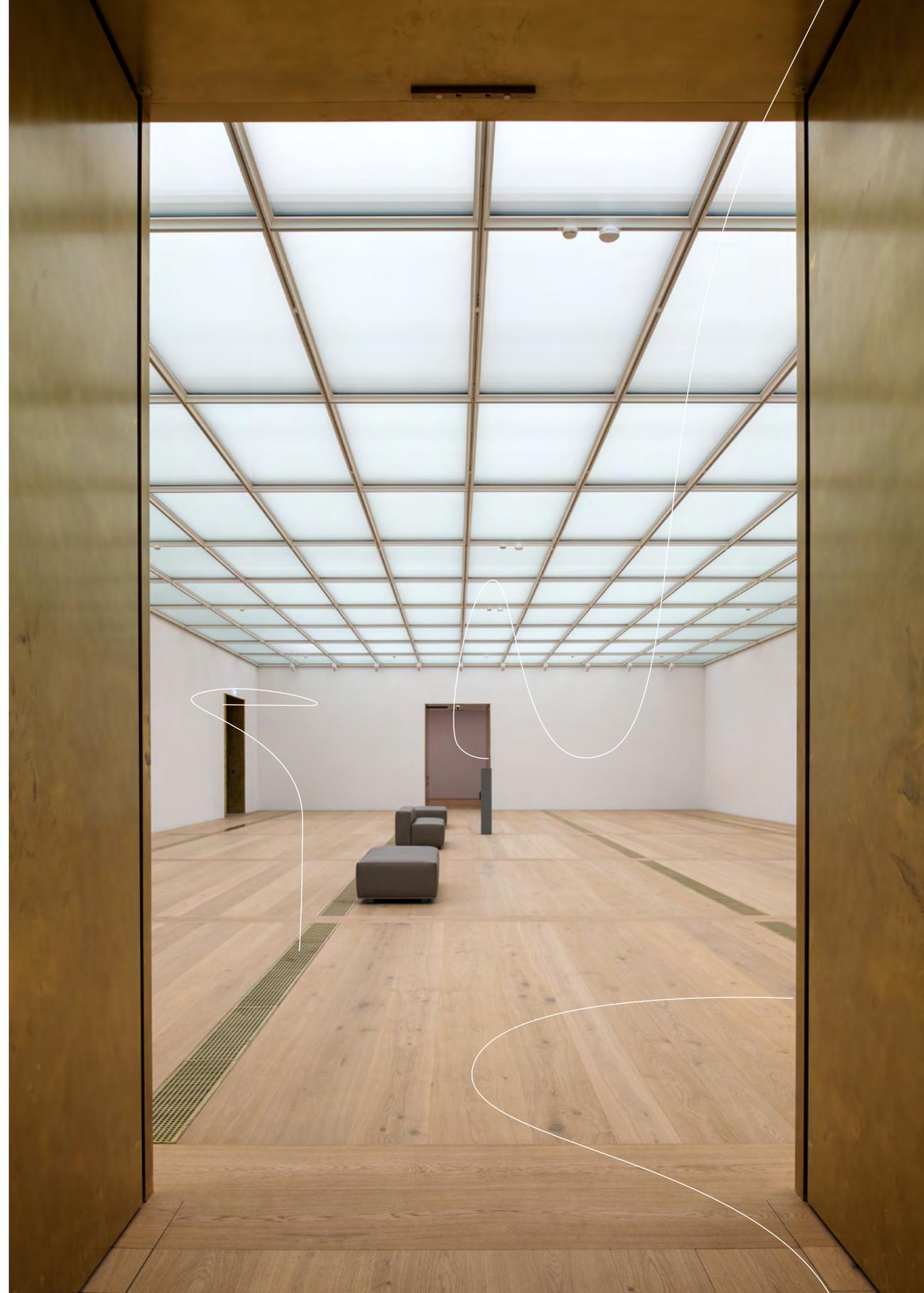
Aber die Erfahrung – und das ganzheitliche Denken – lehrt, dass sich das Klima nicht isoliert angehen lässt. Weder draussen in unserer Umwelt noch im Innenbereich.»

Und der Erfolg gibt Schönbächler recht. So arbeitet er neben den schon erwähnten Büros von Herzog & de Meuron und David Chipperfield mit weiteren Grossen der Architekturszene zusammen. Mit Shigeru Ban hat er zum Beispiel die futuristisch anmutenden Gebäude der Omega Manufaktur und des Swatch Hauptsitzes gekühlt. Und für Diener & Diener wurde das Gebäude der Swiss Re in Zürich von ihm klimatisiert. Es gibt sogar Leute, die sagen, dass der Mythenquai und die obere Hardturmstrasse komplett von «KST Klima» bestimmt wird. Aber das würde er natürlich niemals bestätigen.



KUNSTHAUS
ZÜRICH
AUSSTEL-
LUNGSRAUM
LUFTEIN-
FÜHRUNG

FOTO: © Juliet Haller, Amt für Städtebau, Zürich



«WENN SICH DIE
MENSCHEN, FÜR
DIE WIR DAS
RAUMKLIMA
MACHEN,
UNBEWUSST
WOHL IN
DIESEN
RÄUMEN
FÜHLEN,

DANN
HABEN
WIR
ALLES

RICHTIG
GEMACHT.»

© Audemars Piguet, FOTO: Ambróise Tezenas

Die eigene Decke

Unter welchen Bedingungen arbeiten die KSTler eigentlich selbst? Nun, das geschieht in einem eher unscheinbaren Gebäude in der Nähe der Einsiedler Sprungschanzen. Noch. Doch plant Schönbächler, einen neuen Firmenbau auf den Grund und Boden Einsiedelns zu stellen.

Einen, der «das Mekka der Kühldecken wird, wo wir deren Wirkungen exemplarisch unseren Kunden vorstellen können», so sein Traum. Ausserdem will er dort auch den Produktionsablauf optimiert zusammenfassen. Denn auch das unterscheidet ihn von seinen Wettbewerbern: Schönbächler kauft die Elemente seiner Klimaanlage nicht im billig produzierenden Ausland, sondern erfindet, entwickelt und fertigt all das selbst, was er als ganzheitlicher Praktiker für notwendig hält. Und zwar in Einsiedeln. Zu seinen Plänen gehört zum Beispiel auch, all die bereits patentierten Komponenten zu exportieren.

Für sein Unternehmen selbst ist die eigene Fertigung schon lange ein Standortvorteil. Nicht nur weil er dadurch technischer Marktführer geworden ist, sondern auch aus ökologischen Gründen. So reduziert er nämlich massiv seine Transportkosten für ausländische Produkte und damit seinen CO2-Footprint.

ATELIER
MUSÉE
AUDEMARS
PIGUET

Mehr zu
Schönbäch-
lers Team und
seiner Arbeit
finden Sie hier

www.kstag.ch

Cool Shift

So viel praktischer Erfolg weckt natürlich auch das Interesse der Forschung. Seit zwei Jahren arbeitet Schönbächler gemeinsam mit Prof. Dr. Ralph Eismann (*nomen est omen!*) von der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) am Projekt «Cool Shift».

Die Idee dazu ist alt – und bewährt. Denn schon in den Wüstenregionen des alten Persiens wurden mit grossen Wasserbecken nachts die Häuser nach diesem Prinzip gekühlt. Inzwischen arbeiten die beiden an einer zeitgemässen Version, bei der – platzsparend – in den Wänden und Decken verlegte Wasserrohre denselben Kühleffekt erzielen und das Mauerwerk für den folgenden (heissen) Tag kühlen. Und zwar CO2-frei und nahezu energielos. Da die Temperaturen infolge der Erderwärmung zukünftig weiter steigen werden, wird es mehrere solcher Kühl-Konzepte brauchen, die mit minimaler Energie auskommen.

Wer sich die Arbeit von Schönbächler und seinem Team mit etwas Abstand anschaut, kommt zu der Einsicht, dass sie dank aller Klimatechnik und akustischen Massnahmen die eigentlichen (*und leider unsichtbaren*) Raumgestalter sind. Denn sie sorgen dafür, dass ein Raum durch die richtige Temperatur und Akustik – emotional angenehm ist.

Findet Beat Schönbächler die Unsichtbarkeit seiner Arbeit eigentlich schade? Und würde er für seine kühlen Bauten gerne so gefeiert werden wie die Architekten für ihre kühnen Bauten?

«Ich komme aus dem Maschinenbau», sagt er mit einem nachsichtigen Lächeln, «und bin eher zufällig in die Klimatechnik hineingerutscht. Und dafür gilt: Wenn sich die Menschen, für die wir das Raumklima machen, unbewusst wohl in diesen Räumen fühlen, dann haben wir alles richtig gemacht.» 🍷



*Nebel über Unterstoss zwischen Feusisberg und Schindellegi
FOTO: Stefan Zürrer*

47° 11' 15.204" N 8° 43' 49.998" O

«FREIHEIT AUS GUTEM GRUND»

Wallerau

... SO NENNT ROGER
BÜHLER GEOTHERMIE

von *Andreas Lukoschik*

Erst kürzlich hat er ein Mehrfamilienhaus mit der Energie aus dem Boden versorgt.

«Das Neue daran war, dass wir die Heizung eines älteren Anwesens saniert haben, indem wir es auf Geothermie umgerüstet haben. Bei Neubauten wird diese Form der Heizung eigentlich schon oft eingesetzt. Aber bei jenem älteren Gebäude hatten die Eigentümer wissen wollen, ob und wie es sich rentiert, wenn sie ihr Haus von der Nutzung fossiler Brennstoffe auf Erdwärme umrüsten.»

Und? Rentiert es sich?

«Immer. Aber sie müssen ihren Zeithorizont erweitern. Die Erdsonde hält gut und gerne 80 Jahre. Also für Ihre und die nächsten zwei Generationen. Und weil die Erdsondenbohrung in der Tiefe so lange hält, sollte auch

die Bausubstanz eines Altbaus entsprechend sein. Der guten Ordnung halber ist zu sagen, dass der Zeitraum von 80 Jahren sich zwar noch nicht empirisch absichern lässt – weil es Geothermie noch nicht so lange gibt – aber die Parameter zur Nutzungsdauer der Anlagen erscheinen sehr plausibel.»

Wie funktioniert denn das Ganze überhaupt?

«Also, am Anfang wird ein ca. 200 Meter tiefes Loch in die Erde gebohrt. Mit einem Durchmesser von ungefähr 15 Zentimetern. Dazu braucht's – wie sich leicht vorstellen lässt – ein spezielles Bohrgerät. Für die Beschaffenheit des Bodens gilt dabei, dass Sand nicht so geeignet ist, Felsen hingegen besser.

Ist das Loch gebohrt, wird ein Bündel aus vier schmalen Rohren eingebracht – und zwar auf die volle Länge – die miteinander verbunden sind und ein geschlossenes System darstellen. Zwischen die Bohrung und dem darin befindlichen Rohrbündel wird zur Hinterfüllung Bentonit gepumpt. Anschliessend wird das geschlossene Rohrsystem mit einem Wasser-Frostschutzmittel-Gemisch befüllt und an einen Wärmetauscher

angeschlossen. Diese Flüssigkeit wird sodann komprimiert und dank einer Wärmepumpe durch das geschlossene Rohrsystem gepumpt.

Sie müssen sich das so vorstellen wie bei einer Luftpumpe für Ihr Fahrrad. Da erwärmt sich die Luft durch die Kompression ja auch deutlich. So funktioniert das auch bei der Wärmepumpe. Zusätzlich gibt es eine Umwälzpumpe, die fortwährend die so erwärmte Flüssigkeit zum Wärmetauscher pumpt. Dabei bleibt die Flüssigkeit in dem geschlossenen Rohrsystem immer dieselbe. Es wird also nichts dem Boden hinzugefügt oder dem Grundwasser entnommen. Das ist wichtig zu wissen, weil es auch andere Systeme gibt.»

Wie warm ist es denn in 200 Meter Tiefe?

«Um die zehn Grad mehr als bei uns hier oben.»

Und diese zehn Grad Unterschied reichen, um die Fußbodenheizung zu erwärmen?

«Dank der Kompression durch die Wärmepumpe ist es sogar für Fußbodenheizungen ideal. Um das zu verstehen, sind zwei Faktoren wichtig: Fußbodenheizungen reagieren *träge*. Das heisst, sie brauchen lange, bis sie sich erwärmen – halten dann aber die Wärme ebenfalls lange. Und das Zweite ist: Der Temperaturunterschied zwischen unten und oben ist *konstant* 10 Grad. Dadurch kann dieser Temperaturunterschied für das Heizen genutzt werden.

Aber» und hier lacht Bühler verschmitzt, «das Geniale an diesem System ist, dass es auch umgekehrt funktioniert. Nämlich im Sommer. Da kann die Wärme des Fußbodens durch den Wärmetauscher und das Wasser-Frostschutzmittel-Gemisch an den inzwischen deutlich kühleren Grund wieder abgegeben werden. 'FreeCooling' wird dieser Effekt genannt.

Was im Winter also die Heizung ist, dient im Sommer als Klimaanlage.

Und da wir wissen, dass sich unsere Erde erwärmt, ist dieser Kühlungseffekt ein Vorteil, der immer bedeutsamer wird. Zumal die einzige Energie, die dafür notwendig ist, der Strom für die Umwälzpumpe ist. Und die verbraucht fast nichts an Strom.»

Kann er den Unterschied zwischen einer Heizung mit fossilen Brennstoffen zur Geothermie in Zahlen beziffern?

«Bei der Erdwärme erzeugt ein Kilowatt Strom für die Wärmepumpe vier bis fünf Kilowatt Wärme. Das ist also ein Verhältnis von 1:4,5.

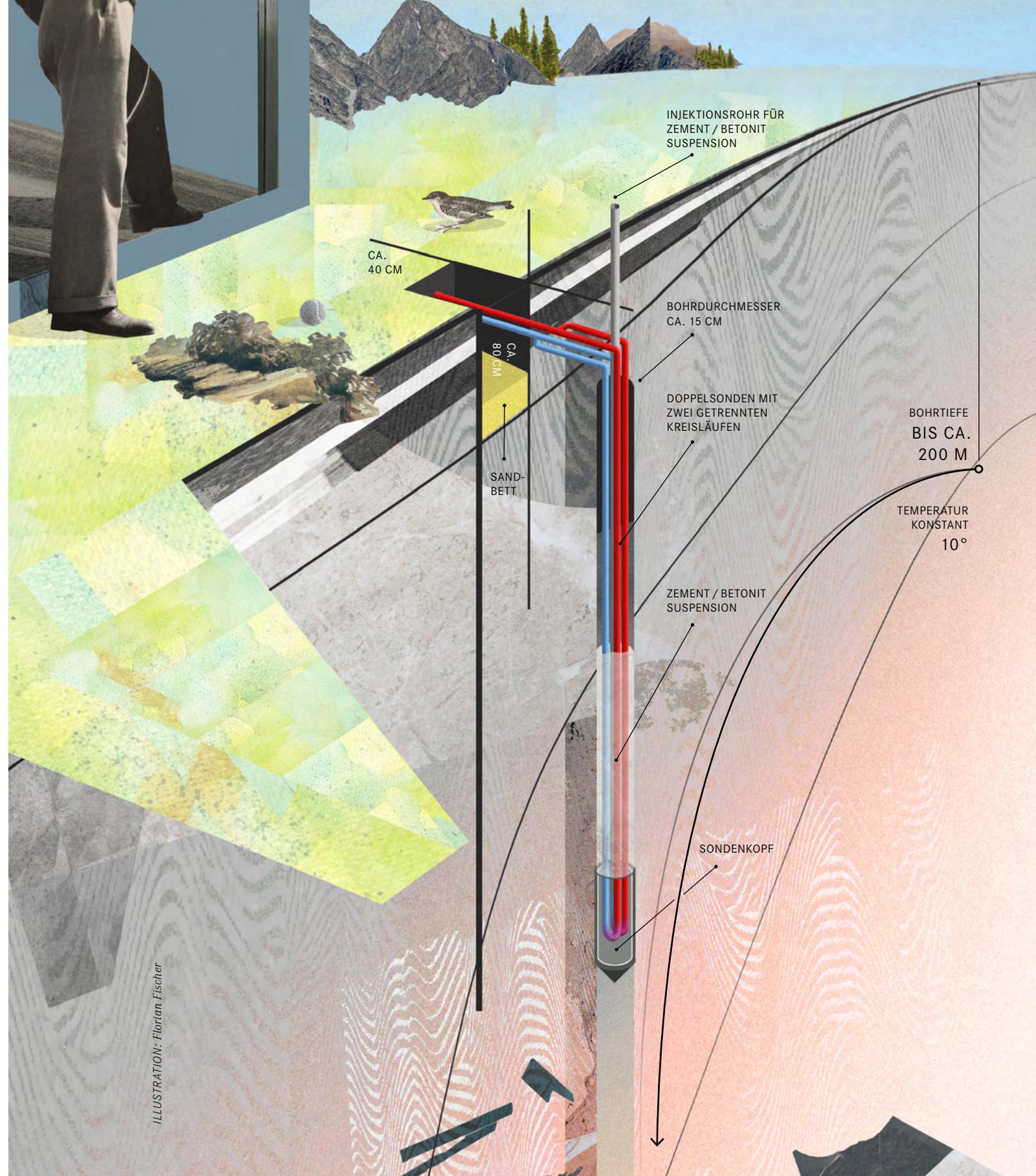
Dazu im Vergleich gilt für fossile Brennstoffe das Prinzip 1:1. Also aus einem Kilowatt Energie wird ein Kilowatt Wärme. Ich glaube, ich brauche nicht zu erklären, welches System effizienter ist.»

Und dann fügt er hinzu: «Wobei Erdwärme nicht nur diesen wirtschaftlichen Vorteil hat, sondern auch schadstofffrei arbeitet. Das wird für jeden an einem Detail deutlich, das schon von aussen am Haus erkennbar ist: Es wird kein Schornstein mehr gebraucht – und dementsprechend auch kein Kaminfeger mehr.

Was ich aber noch viel wichtiger finde – und was vielen von uns erst seit einigen Monaten so richtig klar geworden ist: Eine Erdwärmeheizung ist von Lieferanten fossiler Energie wie Russland oder den Scheichs komplett unabhängig!

Wer sich überdies auf das Dach auch noch eine Photovoltaikanlage baut, aus der der Strom für die Wärmepumpe gespeist wird, muss sich über die politischen Launen gieriger Politiker nur noch wenige Gedanken machen. Denn Erdwärme ist gratis!

Das meine ich mit 'Freiheit aus gutem Grund'.



Und was heisst das in Schweizer Franken?

Bei so vielen guten Gründen gibt es doch sicherlich auch ein paar Hürden, die nicht so einfach zu nehmen sind? Sonst würde ja jeder Hauseigentümer auf Erdwärme umschalten.

«Nun, das hängt ganz davon ab, wo das Haus steht. Es lässt sich nämlich nicht überall gut bohren. Bei uns in Wollerau geht es zum Beispiel erstaunlich gut. In der March dagegen gibt es wegen des Bodens auch Standorte, die nicht optimal sind für eine Erdsondenbohrung. Auf der Seite map.geo.sz.ch lässt sich gut ein erster Eindruck gewinnen, wie der Grund und Boden in unserem Kanton für Erdwärme einzuschätzen ist. Wenn Sie die Seite aufgerufen haben, gibt's oben links ein Fenster, in das Sie 'Erdwärmenutzung' eingeben, die Sie im nächsten Schritt links bestätigen müssen. Und dann öffnet sich eine Karte, auf der Sie folgendes sehen: die roten Punkte sind bereits ausgeführte Bohrungen. Das grüne Feld ist für Bohrungen geeignet und in den roten Feldern ist das Bohren nicht gestattet. Das ist ein guter erster Eindruck. Wer sich in einem roten Feld befindet, sollte deshalb aber nicht gleich aufgeben, sondern erst noch einmal seinen Heizungsmonteur fragen, der sich dann beim Kanton en detail erkundigt.

Auf jeden Fall zeigt sich auf dieser Karte, dass in unserem Kanton die Erdwärmenutzung auf einem guten Weg ist.»

Und die Kosten?

«Die sind natürlich in der Anschaffungsphase erstmal höher. Wenn sie alles in allem rechnen – also Bohrung, Entsorgung des Bohrschlammes, Antrag auf Baugenehmigung, die gesamten Geräte, Installationen und Arbeitslohn – dann kommen sie auf etwa

80 000 Franken. Das ist kein Pappenstiel. Aber: die Wärmepumpe ist wartungsfrei, Sie können sich für die gesamte Laufzeit die Kosten für den Kaminfeger sparen, bekommen Förderung vom Kanton dazu und müssen kein Erdöl mehr für jede Saison kaufen. Im Durchschnitt mussten für ein Einfamilienhaus bisher zirka 4000 Franken jährlich fürs Öl kalkuliert werden. Wird allein dieser Betrag zugrunde gelegt, dann ist die Erdwärmeanlage nach 20 Jahren amortisiert. Vorausgesetzt der Preis fürs Öl bleibt so wie er heute ist. Aber danach sieht es erstens nicht aus und zweitens kann es sogar sein, dass es Zeiten gibt, in denen gar kein Öl mehr zur Verfügung steht. Das muss gar nicht mal an russischer Politik liegen. Auch die OPEC hat hin und wieder mit der Verfügbarkeit gespielt. Nochmal – Erdwärme ist gratis!

Ausserdem wird die Frage nach dem Klimaschutz immer virulenter. Deshalb sollten alle, die zurzeit eine neue Heizung planen, auch an die Welt denken, die wir unseren Kindern hinterlassen.»

Und die Statik?

Wenn sich jetzt jeder eine Erdwärmesonde bohrt, ähnelt dann nicht unser Grund und Boden alsbald einem durchlöchernten Emmentaler?

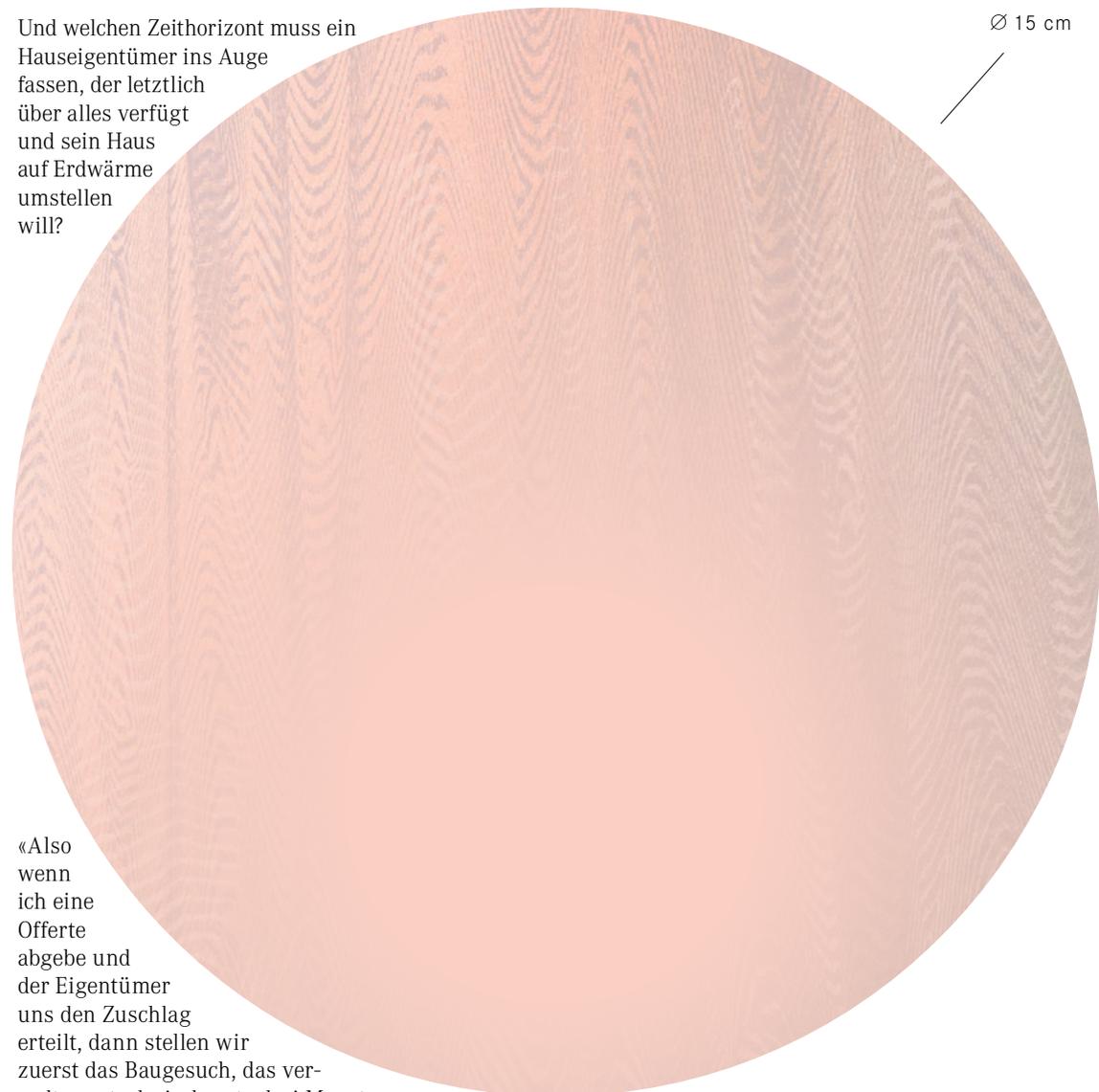
Da lacht Roger Bühler. «Natürlich nicht. Alles bleibt so wie es ist! Wir nehmen ja nichts raus aus unserer Erde – ausser der Wärme. Ausserdem werden die Bohrungen mit Betonit hinterfüllt.

Und noch etwas: Schauen Sie sich den Durchmesser des Bohrlochs von 15 Zentimetern mal auf der nächsten Seite an. Und jetzt bedenken sie, dass zwischen jedem dieser wirklich kleinen Bohrlöcher ein Abstand von mindestens sieben Metern eingehalten werden muss. Mindestens! Sie sehen: Dazu haben sich die Verfasser der Bauvorschriften schon einige detaillierte Gedanken gemacht.

Ausserdem gibt es eine natürliche Bremse für einen schrankenlosen Ausbau der Bohrlöcher. Das eine ist die Beschaffenheit des Bodens, der wie erwähnt nicht überall Bohrun-gen zulässt. Und das andere ist der für den Bohrvorgang mit all seinen Maschinen und Geräten notwendige Platz, dessen es bedarf.»

Und welchen Zeithorizont muss ein Hauseigentümer ins Auge fassen, der letztlich über alles verfügt und sein Haus auf Erdwärme umstellen will?

Da das alles Hand in Hand am besten geht, bieten wir an, all das aus einer Hand zu erledigen, weil zum Ausfüllen des Baugesuchs zum Beispiel einige Sach- und Fachkenntnisse nötig sind, die man als Eigentümer gar nicht wissen kann.»



«Also wenn ich eine Offerte abgebe und der Eigentümer uns den Zuschlag erteilt, dann stellen wir zuerst das Baugesuch, das ver-waltungstechnisch gute drei Monate Zeit braucht. Parallel stellen wir den Förderantrag beim Kanton, so dass wir innerhalb dieser drei Monate die für die Planung und Installation notwendigen Vorbereitungen treffen können, um danach mit der Bohrung und Installation anfangen zu können.

 Hier einige Recherche-möglichkeiten.

[Zum Untergrund map.geo.sz.ch](http://map.geo.sz.ch)

[Zu den verschiedenen Energie-nutzungen www.energieschweiz.ch](http://www.energieschweiz.ch)

[Zu Roger Bühlers Arbeit www.steimen.ch](http://www.steimen.ch)



*Spektakuläre Weite vom Bockmattlipass über den Nebel
FOTO: Stefan Zürrer*

47° 05' 45.5" N 8° 57' 24.3" O

GESCHÜTTTELT -NICHT GERÜHRT

Wangen

ROBERT IRSSLINGER MACHT WEINE BEI DENEN MAN (UND FRAU!) INS TRÄUMEN GERÄT

von Andreas Lukoschik

Sein Weingut liegt wirklich versteckt. Hat man es – dank Navi – schliesslich gefunden, liegt der Golfpark

Zürichsee zur Rechten der Einfahrt und der kleine Seglerhafen Seewald links unten am Zürichsee-Ufer. Und dazwischen schmiegt sich auf vier Hektar Grösse das Weingut Irsslingers an den Buechberg. Damit liegt es nicht nur traumhaft schön, sondern gebiert auch herrliche Weine. Und das liegt an seinem jungen (*1991) und tatkräftigen Winzer Robert Irsslinger. Ihn hat das nicht gerade für überschwängliches Lob bekannte österreichische Gourmet- und Weinmagazin FALSTAFF zum «Newcomer des Jahres 2022» gewählt.

Dem vorausgegangen war die Auszeichnung eines ganz besonderen Irsslinger Weins durch das Weinmagazin VINUM. Das hatte sich nämlich zur Aufgabe gemacht, die 100 besten Weine der Schweiz zu küren ([den Link zum Ergebnis finden Sie am Ende des Artikels](#)). Irsslingers «Wellentänzer» belegte dabei – Achtung – den vierten Platz! Noch mal zum Mitschreiben: Der viertbeste Wein der Schweiz wächst bei uns im Kanton.

Das ist nicht nur ein Grund zur Freude, sondern auch Anlass für die neugierige Frage: Was ist das für ein Tropfen?

Leider – und das muss man gleich zu Anfang sagen – ist es ein sehr rarere Tropfen. Denn er wird in einer Boje ausgebaut, die nur 1000 Liter fasst.

Moment! Eine Boje?

Genau. Und das kam so: Ein gewisser Louis-Gaspard d'Estournel – Weinfexen als Gründer des in St-Estèphe gelegenen feinen Bordelaiser Weingutes «Chateau Cos d'Estournel» bekannt – verschifft bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts seine Weine gen Afrika und Indien. Und weil er das in Fässern tat, stellte er eines Tages fest, dass der Transport seinen Weinen ausgesprochen gut bekam. Als das einige Lords aus dem United Kingdom mitbekamen, machten sie es ihm nach und kauften ihren Bordeaux-Wein grundsätzlich nur noch im Fass und schipperten ihn über den



ILLUSTRATION: Anisok Thongra-Ar



Ärmelkanal gen Engeland, um den nunmehr veredelten Rebensaft erst auf englischem Boden in Flaschen abzufüllen.

Da stellt sich die Frage: Was macht so eine Schiffsreise mit dem Wein?

Nun, die Reise an sich ist eigentlich nebensächlich. Ausschlaggebend ist die permanente Schaukelei.

Warum?

Das konnte der mit Irsslinger befreundete österreichische Winzer Fabian Slobodan herausfinden – und entwickelte mit ihm zusammen die oben erwähnte Boje.

Der Trick der Wellen

«Sie müssen sich das so vorstellen», sagt Robert Irsslinger, als wir in seinem schönen Degustationsraum stehen und er einen grossen Glasballon auf den Tisch stellt, der mit Rebensaft und Hefe gefüllt ist. «Im Keller sammelt sich die Hefe am Boden des Fasses, während der Rebensaft auf ihr steht.»

Damit zeigt er auf den massiven Bodensatz aus Hefe, der trägt und massig am Grund des Ballons liegt.

«Nachdem die Hefe ihre gärende Arbeit getan hat, wird der so entstandene Weisswein bei vielen Winzern von ihr abgezogen, filtriert und mit Schwefel versetzt, um ihn haltbar zu machen. Wird der Weisswein nicht von der Hefe abgezogen, kann es sein, dass sie am Boden einen eigenwilligen Geschmackston entwickelt» – (*den nennt der Winzer 'Böckseln'*).

«Das Faszinierende ist nun, dass dieser Prozess nicht eintritt, wenn sich die Hefe nicht am Boden absetzen kann, sondern in Bewegung ist. Bei Rotweinen wird das durch regelmässiges Umrühren erreicht (*'Batonnage' genannt*). In der Boje dagegen wird der Weisswein samt Hefe nicht ab und zu umgerührt – sondern stetig durch

die Wellen bewegt. Die Hefe ist somit nicht ein massiver Bodensatz, sondern eine permanente Wolke in der Flüssigkeit. Dadurch vergrössert sich die Oberfläche, durch die die Hefeteilchen und der Wein in Kontakt sind, und lässt einen Prozess stattfinden, den der Winzer *'Autolyse'* nennt. Dabei lösen sich die nach dem Gärungsprozess abgestorbenen Hefezellen selbst auf und ermöglichen die Entstehung von Aminosäuren und Mannoproteine. Und sie machen den Wein weicher, reicher und harmonischer.»

Dass das keine theoretische Verklärung ist, bestätigt die Schwyzer Weinakademikerin Irene Huwyler (*Y Mag 40, S.66*) mit ihren eigenen Worten: «Wer diesen Wein mit dem gleichen Wein vergleicht, der *'nur'* im stehenden Stahltank auf Irsslingers Weingut gereift ist, schmeckt sofort, dass der Bojenwein viel vollmundiger ist. Und mit *'vollmundig'* meine ich, dass er nicht einfach auf der Zunge eine gewisse Wirkung entfaltet und dann – geschluckt – verschwindet. Sondern dass der gesamte Mundraum von diesen Aromen erfüllt wird.»

Bei solch umfassendem Lob aus dem Munde von Kennern stellt sich die Frage, warum Irsslinger nicht ein Dutzend solcher Bojen im Zürichsee für sich arbeiten lässt?

«Eine zweite oder dritte Boje wäre schon wünschenswert – besonders für erste Versuche mit einem Rotwein, dessen Reben ebenso pilzresistent sind wie die Johanniter-Traube, die wir für den Wellenreiter-Wein verwenden. Aber mehr Bojen lösen bürokratische Hürden aus, die wir uns als kleines Weingut nicht leisten können.»

Das ist mehr als schade. Denn Irsslingers *'Wellentänzer'* könnte zu einem weit über die Grenzen der Schweiz reichenden Botschafter des Kantons Schwyz werden. Der – frei nach James Bond – *'geschüttelt, nicht gerührt'* die Menschen be-rührt!

Es wundert deshalb nicht, wenn Robert Irsslinger nicht nur über den *'Wellentänzer'*, sondern über alle seine Weine sagt:

«Ein Wein muss animieren»

Zum Beispiel seine Weine aus der – in der Schweiz sehr raren – Scheurebe. In denen schmecken Weinnasen «zwischen den lebhaft grünlichen Reflexen des hellen Strohgelbs Anklänge von Grapefruit und grünen Äpfeln».

«Top-Weinstöcke der Scheurebe haben die Mineralität des Rieslings und die aromatische Nähe zu Sauvignon-blanc-Trauben», sagt er dazu. «Allerdings ist die Scheurebe viel filigranter.»

Solche Aussagen kann er treffen, weil er die exzellenten und gut gepflegten Rebstöcke der Scheurebe von seinem Vorgänger und Verpächter – Fredi Clerc – übernommen hat.

Apropos «Clerc»: Produziert er noch dessen legendären «Torovino»?

«Dem hat die Kirsch-Essig-Fliege leider ein Ende gesetzt. Sie kommt zwar eigentlich aus Japan, ist aber im Zuge der Globalisierung seit 2014 auch bei uns heimisch geworden. Sie legt ihre Eier in dunkle Trauben, die schlüpfen, wenn diese Trauben zu Beeren trocknen. Um die Vermehrung dieser kleinen Plagegeister zu verhindern, verzichten wir deshalb auf getrocknete Beeren – aber genau daraus hat ja Fredi seinen «Torovino» gewonnen.

Aber was wir von ihm noch haben, ist sein Portwein «Passion 2011». Dieser Tropfen erzeugt Glücksgefühle bereits nach dem ersten Schluck. 10 Jahre hat er ihn im Barrique-Fass gelagert und einen majestätischen Wein erschaffen. Er ist einer verführerischen Praline gleich, die die Sinne betört.»

Gewusst wo

Womit klar wird: Irsslinger ist nicht nur ein Mann des Weins, sondern auch des Wortes. Und auf das ist Verlass. Denn ehe er das Weingut im Jahre 2017 übernehmen konnte, hat er den Beruf des Winzers von der Pike auf gelernt.

«Mit sechzehn habe ich eine Berufslehre als Winzer angefangen», erzählt er, «und zwar wie das so üblich ist an drei verschiedenen Orten. Zunächst im

Waadtland bei Henri & Vincent Chollet. Danach in der Bündner Herrschaft beim Weingut Davaz. Und als dritter Winzer folgte im St. Galler Rheintal Schmid-Wetli.»

Dort hatte er es bis zum stellvertretenden Kellermeister gebracht, ehe es ihn für 6 Monate nach Südamerika zog und zwar in Argentiniens wichtigste Weinregion Mendoza. Zurück in der Schweiz folgte die Höhere Fachschule, die er mit dem «HF Weintechniker» abgeschlossen hat.

«Der Aufenthalt in Südamerika war insofern sehr interessant», erzählt er weiter, «weil die Weingüter dort sehr hierarchisch aufgebaut sind. Die Hierarchen wiederum verfügen über sehr viel Weinwissen. Daraus habe ich sehr viel lernen können, weil auf Schweizer Weingütern die Hierarchien eher flach sind, so dass wir viel mehr am Produkt – also dem Wein – arbeiten.

Seit ich 2017 selbständig bin, lerne ich sozusagen stündlich dazu. Aber» und hier ist ein bisschen Stolz bei ihm zu spüren, «jetzt ist es *mein* Wein, den ich für unsere Kunden hege – vom «Wellentänzer» über unseren Orange-Wein «Souvignier Gris», den die Zürcher Hipster-Szene sehr liebt, und den erwähnten Portwein-Glückstropfen «Passion 2011» bis zu unserem samtig-tiefroten «Innovation 2018» aus Zweigelt und Dornfelder. Er erinnert an Brombeeren und Weichselkirschen und lässt durch vier Jahre im Barrique-Fass eine subtile Vanillenote spüren. Um nur einige zu nennen.»

Den Löwenanteil seiner Weine verkauft Irsslinger direkt vom Weingut an seine Kunden, wobei er seine Rotweine auch in den grossen Kalibern von der Magnum bis zur Salmanazar (9 Liter) auf Lager hat.

Aber auch wer nicht unbedingt solche Kaliber abschleppen will, sollte den Weg zu ihm kennen. Denn seine Gewächse sind ein wirklich herrlicher Tropfen Heimat. 🍷

So finden Sie DEN WEG ZU IHM und mehr über seine Weine:

www.irsslinger.ch

Und hier die 100 BESTEN SCHWEIZER WEINE nach VINUM:

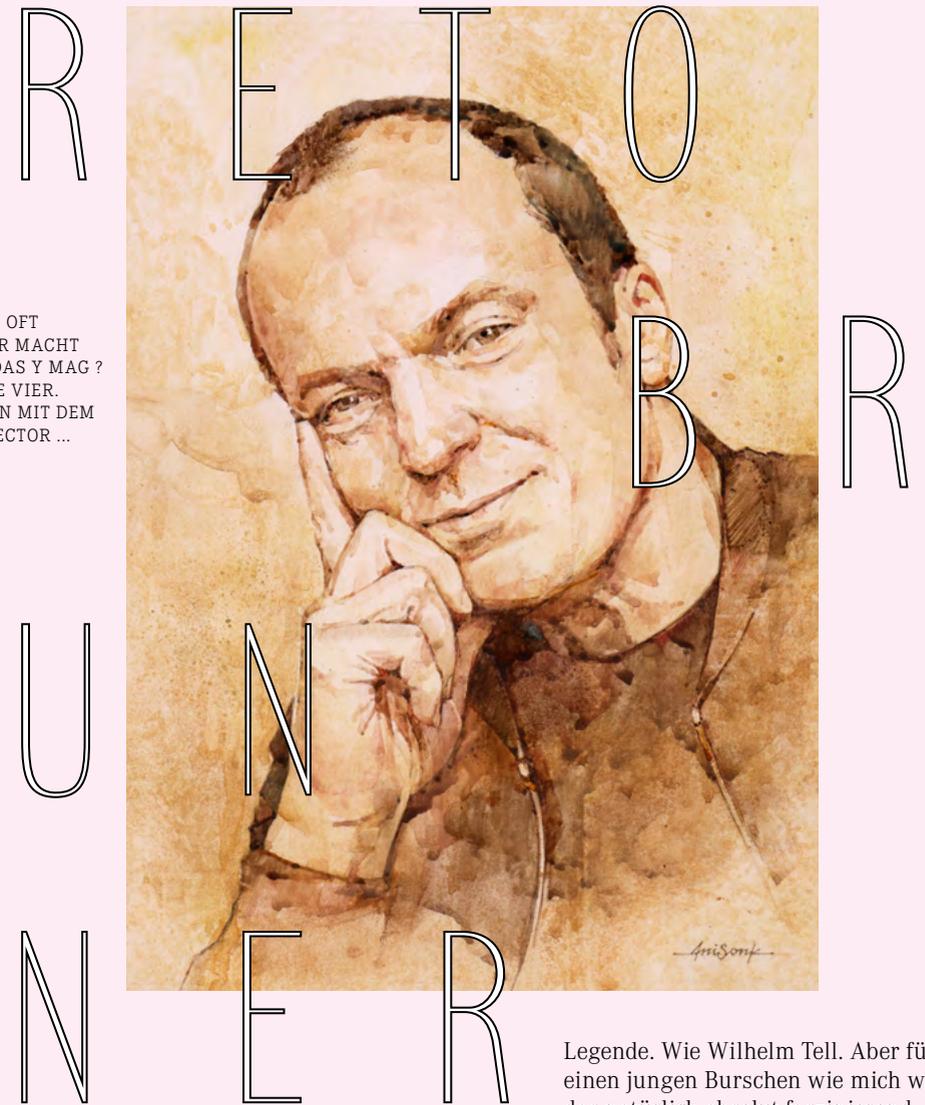
www.vinum.eu/ch/magazin/reportagen/2021/vinum-top-100-des-jahres-2021/schweiz/



DAS KLEE- BLATT



WIR WURDEN OFT
GEFRAGT: WER MACHT
EIGENTLICH DAS Y MAG?
HIER SIND DIE VIER.
WIR BEGINNEN MIT DEM
CREATIV DIRECTOR ...



Er ist – wie der Name nahelegt – Schweizer. Aufgewachsen in Zürich. Heute lebt er allerdings in München. Was hat ihn dahin verschlagen?

«In Zürich habe ich die sehr gute duale Ausbildung genossen, die es in dieser hohen Qualität nur in der Schweiz gibt», erzählt Brunner in seinem Münchner Studio gut gelaunt. «Mit 16 bin ich auf die Kunstgewerbeschule gegangen – die heute `Kunsthochschule´ heisst – und habe bei Leo Burnett Zürich eine Lehre gemacht. Das war in den 80er Jahren eine der grössten Werbeagenturen der Schweiz gewesen. Was damals in der Werbung alles möglich war, gehört heute in den Bereich der

Legende. Wie Wilhelm Tell. Aber für einen jungen Burschen wie mich war das natürlich absolut faszinierend.

Parallel dazu habe ich meine Laufbahn beim Militär als Grenadier begonnen. Nach einiger Zeit wurde ich dann zur Spezialausbildung für das 1. Kommando der Felddivision 6´ rekrutiert – unter Korpskommandant Ulrico Hess, der mich sehr geprägt hat.

Aber ich wollte ins Ausland. Also bin ich nach London zur Agentur Lock Patterson, wo ich alles zum Thema Corporate Identity gelernt habe. Das war sehr schön, sehr gut bezahlt und sehr langweilig.

Eines Tages hat mich ein alter Freund aus der Kunstgewerbeschule an den New Yorker Creative Director Alex Gonzalez empfohlen, der mich daraufhin unbedingt für die deutsche

VOGUE haben wollte. München war zwar überhaupt nicht auf meinem Radar, aber das war eine Wahnsinnschance.»

Also stieg Brunner dort ein und dann beständig auf und war elf Jahre lang als ArtDirector die letzte Instanz für die visuelle Gestalt der deutschen VOGUE. Über diese Zeit sagt er heute: «Einige kennen vielleicht den Film `Der Teufel trägt Prada´. In etwa so ging es damals bei uns zu ... allerdings noch etwas krasser.»

Die deutsche VOGUE war zu der Zeit weltweit die wichtigste Ausgabe des Conde Nast Verlags – gleich nach der US VOGUE. Und so arbeitete Brunner schon in jungen Jahren mit den Ikonen der Modefotografie zusammen. Von Helmut Newton über Irving Penn, Michel Comte und Mario Testino bis Karl Lagerfeld.

«Wer solche Möglichkeiten bekommt, muss sehr schnell lernen, dass all die chauffeurgelenkten Limousinen, die Begegnungen mit den Grossen der Branche und der unheimliche Aufwand, der um einen getrieben wird, nichts mit der eigenen Person zu tun haben, sondern mit der Position, die der Betroffene in diesem Milliardenbusiness innehat. Und der Macht, die einem gegeben wurde.

Aber ich bin Schweizer und Einzelkämpfer. Deshalb war für mich immer die `Mission´ auf Platz 1. Also der Inhalt unserer Arbeit und der jeweiligen Ausgabe. Die Beweihräucherung meiner Person und das, was die Beweihräucherer damit bezwecken wollten, zählte für mich nicht.»

So begann Brunners Ruf alsbald nachhaltig zu strahlen. Bis heute. Inzwischen ist er selbständig und wurde von den Verlagen vieler Magazine gebeten, ihre Spitzentitel zu neuem Glanz zu bringen. Die MADAME ist so ein Beispiel. Oder AMICA und ELLE, um nur einige zu nennen. Jüngst hat er die MAX International relaunched. Aber auch für BOGNER,

den GLOBUS und das Auktionshaus Neumeister hat Brunner deren Corporate Publishing Magazine gegründet und zum Glänzen gebracht.

Zum Glänzen bringt Brunner aber auch Luxusartikel, internationale Modehäuser und Technologie-Unternehmen. Aber er verpasst auch Kosmetik-Konzernen ein völlig neues Branding. Und als Kurator der «photo München» hat er die grösste Werkschau für Fotografie in Deutschland etabliert.

Wie kam das Y MAG in sein Portfolio?

«Ich kenne Andreas Lukoschik schon sehr lange und habe mich gefreut, als er mir sein Konzept für das Magazin präsentierte. Ich wusste schon da sofort, dafür kommt nur Florian Fischer als ArtDirector in Frage. Im Y MAG steckt nämlich sehr vieles, was für ein Printmagazin heute wichtig ist. Mit der Betonung auf `heute´.»

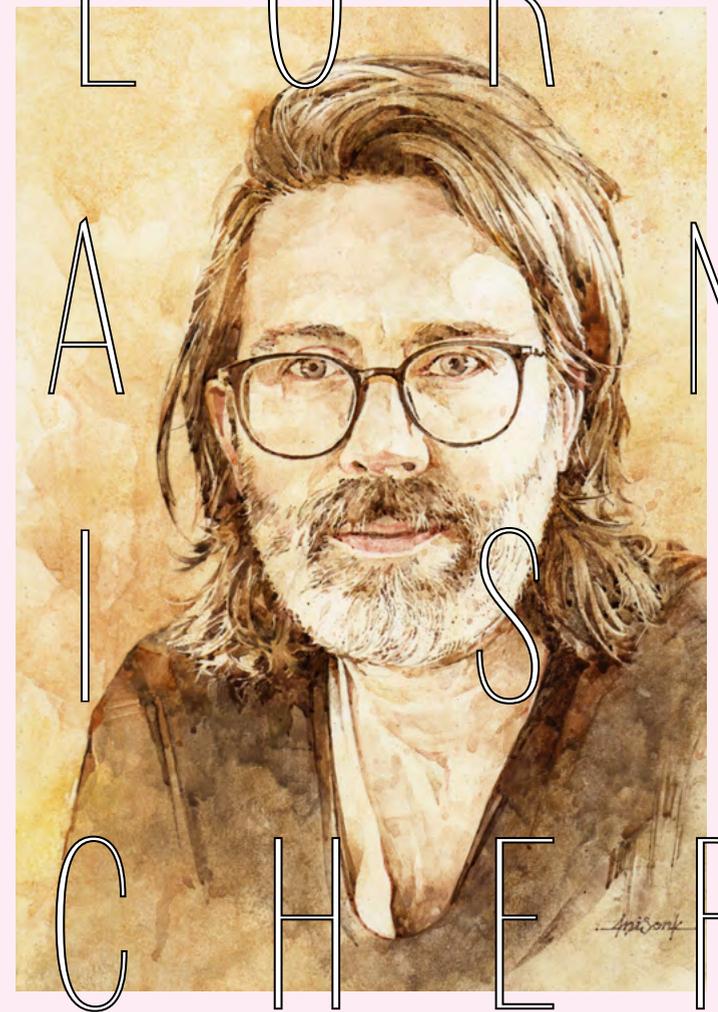
Inwiefern?

«Wenn ich Content schnell konsumieren will, dann brauche ich dafür kein Magazin, sondern gehe ins Internet. Deshalb muss ein Magazin etwas haben, was über den Neuigkeitswert hinausgeht. Etwas, das zeitlos ist. Etwas, das eine Idee transportiert, vielleicht sogar eine Ideologie – zum Beispiel die Lust an der Schwyzer Eigenwilligkeit, die sich in den vielen aussergewöhnlichen Menschen zeigt, die im Y MAG zu Wort und Bild kommen. Ausserdem muss ein Magazin heute lokal ausgerichtet sein, nah am Leser. Und sehr viel Energie für seine Qualität aufwenden. Denn die Menschen haben sich an eine gewisse visuelle Qualität gewöhnt. Ein weiteres Kriterium ist die Exklusivität. Also die Unverwechselbarkeit – sowohl in der Form als auch im Inhalt. UND: Es muss mit viel Herzblut und Feuer gemacht sein.

All das hat das Y MAG.» 🍷

ILLUSTRATION: Anisontk Thongtra-Ar

... IST ART DIRECTOR DES Y MAG. ER GIBT DEN TEXTEN SEINE VISUELLE GESTALT UND FERTIGT DIE FEINEN COLLAGEN AN.



icht die Illustrationen der Porträtierten sind sein Business, sondern jene Cool-lagen, die die Texte so poetisch überhöhen.

Wie findet er die Ideen dafür?

«Zuerst lese ich natürlich die Texte, wobei mir dabei oft schon Bilder in den Kopf kommen, die ich dann weiter-`träume´. Damit ist aber nicht ein `davon-träumen´ gemeint, sondern ein `Hineindenken´ und `Vertiefen´. Aus der Tiefe steigt so Neues empor. Ergänzungen, Weiterentwicklungen.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass Fantasie und Empathie – also Einfühlungsvermögen – zusammengehören. Und dass Fantasie ausserdem Ausdauer braucht.»

Ganz im Sinne von Thomas Alva Edison, der übers Erfinden sagte, es bestehe aus 5 Prozent Inspiration und 95 Prozent Transpiration?

«Mehr noch. Das `Finden´ im Wort `Erfinden´ ist für mich eher wie ein Tanz, bei dem ich die Schrittfolge zwar kenne, ohne sie aber wie ein Roboter sklavisch einzuhalten. Damit es zu einem Schweben über der Tanzfläche wird, muss ich über die Grundschriffe hinausgehen – und mit Fantasie die Schwerkraft überwinden. Es ist ein Spiel – im Vertrauen auf die eigene Intuition – und Erfahrung.»

Seine Agentur heisst «Helmut Morrison». Wo ist er bei diesem Namen?

«Als ich anfang mit dem Grafik Design habe ich die Akademie zu einem unguten Zeitpunkt abgeschlossen: Da beutelte die Finanzkrise nämlich gerade die deutsche Wirtschaft. Mich hatte zwar ein Talentscout der höchstprämierten Spitzenagentur `Jung von Matt´ angeworben, aber er konnte mir wegen der Auftragslage keine vernünftigen Honorare zahlen. Abgesehen davon ging mir das Unehnte der Werbeszene irgendwann auf den Nerv und so habe ich mich mit einer Kollegin selbständig gemacht.

Im Namen unserer Grafik-Agentur wollten wir unsere ganze Bandbreite kommunizieren. Zuerst hatten wir `Mahatma Hallervorden´. Aber dann wollten wir es etwas seriöser angehen. Und so kamen wir von Helmut (Schmidt) – dem ehemaligen Kanzler – bis (Jim) Morrison auf `Helmut Morrison´.

Mit dieser Agentur wagen wir den Spagat, ohne dass die Hose reisst. Das gelingt auch. Anfangs riefen zwar Leute an, die `Herrn Morrison´ sprechen wollten. Aber die bekamen dann zur Antwort: `Der ist in den USA´. Letztlich funktionierte es: Wir sassen in einem kleinen Büro, hörten uns aber an, als ob wir in einem Hochhaus residierten. Und wenn ich dann bei diesen Kunden antrabte und eben nicht `Herr Morrison´ war, wurde ich ein bisschen mitleidig angeschaut. Aber ich mag es, unterschätzt zu werden. Weil ich diese Latte gerne reisse» und mit einem Lachen fügt er hinzu, «im Gegensatz zur Hose.»

Diese Phase ist schon lange vorbei. Wie kam er schliesslich zu Reto Brunner?

«Ich wollte mich bei ihm vorstellen, hatte aber nichts wirklich Gutes aus dem Fashion-Bereich vorzuweisen. Also habe ich mir da ein bisschen was zusammengestellt. Aber das war völlig unnötig. Das hat ihn nämlich gar nicht interessiert. Er wollte meine anderen Arbeiten sehen. Und damit war ich zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. Seitdem arbeiten wir sehr eng zusammen. Nicht nur für das Y MAG.

Wobei ich Andreas´ Idee (s.S. 73), im Y MAG die Menschen des Kantons ins Zentrum zu stellen, fantastisch finde. Und zeitlos. Und immer wieder überraschend. Bis jetzt gab es ja mehr als 400 herausragende Zeitgenossen im Kanton, über die er im Magazin berichtet hat. Das Unerwartete zu entdecken gehört seitdem für mich zur DNA des Kantons.

Und ebensowenig wie die Schwyzer eine andere Rolle spielen müssen, um miteinander klarzukommen (*von der Fasnacht mal abgesehen*), genau so wenig müssen wir das Magazin überdesignen. Wir können die Liebe zum Detail pflegen und den Charakter des Kantons visuelle Gestalt werden lassen. Dabei hat sich eine gestalterische

Sprache herausgebildet, die anscheinend sehr eigen ist. Ich merke das, wenn ich mal Hilfe von Kollegen brauche. Die trauen sich gar nicht richtig ran, weil sie nicht wissen, wie sie sich in dieser Sprache ausdrücken können.»

Steckt also im visuellen Auftritt des Y MAG viel von ihm selbst?

«Ich geniesse natürlich sehr die Freiheit, die ich bei der Gestaltung habe. Aber ich brauche schon gewisse Leitplanken, damit ich mich nicht verliere.»

Sind wir damit bei der Frage, wie sich die Arbeit des CreativeDirectors Reto von der Arbeit des ArtDirectors Florian unterscheidet?

«Gewissermassen. Reto hat die visuelle Vision des Y MAG im Kopf. Kein Wunder bei den vielen Magazinen, die er gemacht hat. Gleichzeitig ist er der neutrale – Schweizer – Beobachter. Wenn ich Zweifel habe, ob ich zu bunt geworden bin oder langweilig, oder anderweitig falsch liege, frage ich Reto.»

Ist er die Leitplanke?

«Er ist beides: Leitplanke und Gaspedal.»

Wie kommt die Dramaturgie des Heftes zustande?

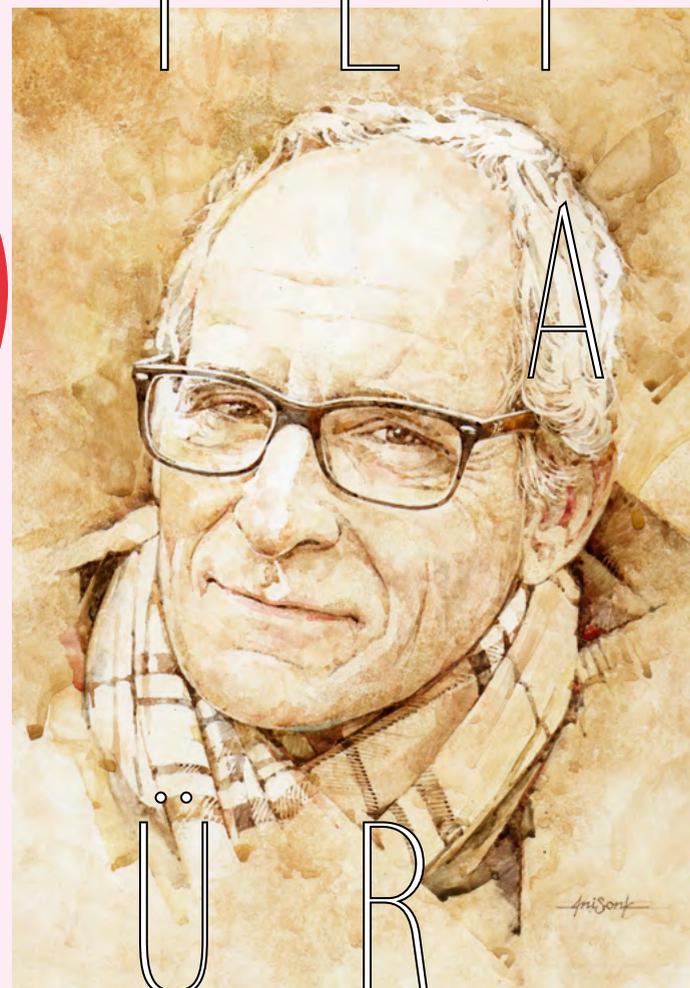
«Die gibt Andreas mit seinen Inhalten vor. Darauf aufbauend besprechen wir gemeinsam den Rhythmus des Heftes und dann kommt meine visuelle Musik auf diesen `Rhythmus, damit man einfach mit muss´. Wobei Stefans Fotos (s. nächste Seite) das Gerüst bilden.

Ich muss an dieser Stelle etwas loswerden: Nicht jeder Grafik-Designer darf sich glücklich schätzen, so eine Perle wie das Y MAG in seinem Portfolio zu haben!»

Und nicht jeder Grafik-Designer ist in der Lage, ein Sandkorn zu einer so wunderschönen Perle zu züchten.

Und das müssen WIR einfach mal loswerden! ☺ 🍷

S T E F



«EIN FOTO ENTSTEHT 7 CM HINTER DER KAMERA», SAGT DER Y MAG FOTOGRAF

A N



Ich würde nie sagen: `Ich arbeite für den schönsten Kanton der Schweiz!´ Auch wenn ich das in der Tat so erlebe.

Schönheit ist etwas, das jeder für sich selbst empfindet und geniesst. Das lässt sich nicht von einer Person zur anderen vergleichen.»

Was schätzt er am Kanton Schwyz und seiner Landschaft?

«Seine Kompaktheit. Hier gibt es so viele unterschiedliche Landschaften,

Stimmungen und Eindrücke auf engem Raum zusammen. Das ist erstaunlich. Wobei die Kompaktheit in Ausserschwyz noch dichter ist, manchmal so dicht, dass es nur im Kleinen zu finden ist. Hier ein verträumtes Flüsschen wie der Krebsbach, dort ein schönes Uferstück und andernorts ein verschwiegenes Wäldchen. In Innerschwyz wiederum gibt es so grossartige Landschaften wie das Muotatal oder die karstige Landschaft um die Silberen oder den Pragelpass. Da habe ich bisweilen den Eindruck, irgendwo in den Weiten der USA zu sein. Das verschlägt mir manchmal immer noch die Sprache.»

Wie geht er bei seinen Streifzügen durch den Kanton vor?

«Wichtig ist, früh aufzustehen. Morgens und abends gibt es die schönsten Lichtstimmungen. Und ich drehe mich beim Wandern auch immer wieder um und schaue nach hinten. Denn ich gehe ja nie denselben Weg zurück, sondern immer weiter. Und der Blick zurück eröffnet manchmal überraschende Motive. Übrigens nicht nur geografisch. Wenn mich als Zürcher vor 10 Jahren einer gefragt hätte, wie die Menschen im Kanton Schwyz sind, dann hätte ich nicht das gewusst, was ich heute weiss: Sie sind nämlich viel offener, als überall behauptet wird. Allerdings gilt es, ihnen zuhören zu wollen. Dann lässt sich Ungeahntes sehen und erfahren.

Am schwierigsten scheinen mir gute Fotos aus dem Winter zu sein. Weil er nur zwei Stunden dauert. Gefühlt. Denn wenn es frisch geschneit hat und danach die Sonne durchbricht, dann müsste ich eigentlich an sieben Orten gleichzeitig sein. Aber das geht natürlich nicht. Vielleicht liegt es auch daran, dass für mich im Winterbild auf den Bäumen Schnee liegen muss. Schwarze Bäume gehen für mich gar nicht.»

Hat sich sein Blick in den zehn Jahren geändert?

«Früher habe ich mich über einen schönen Sonnenuntergang gefreut. Heute will ich ihn am richtigen Ort einfangen, mit dem richtigen Ausschnitt für Vorder-, Mittel- und Hintergrund. Aber ich betrachte mich nicht als Künstler, sondern als Handwerker. Und schon gar nicht als Postkartenfotograf. Ich liebe viel mehr richtig «wüstes» Wetter und dramatisches Licht.

Überhaupt ist es so, dass ich vielleicht zweimal pro Wanderung zur richtigen Zeit am richtigen Ort bin. Und das, obwohl es viele andere herrliche Blicke gibt, bei denen dann aber das Licht nicht stimmt. Eigentlich müsste ich die Wege zehnmal oder noch öfter gehen. Aber da kommt mir meine Lust am Neuen in die Quere und ich probiere einen neuen Weg aus, über den ich irgendwo gelesen habe.»

Gibt es etwas, dass er an der Arbeit für das Y Mag besonders schätzt?

«Es sind sogar zwei Sachen: Zum ersten, dass mir Andreas (*Chefredaktor, siehe nächstes Thema*) völlig freie Hand lässt. Und zum zweiten ist es etwas, was viele Kollegen gar nicht mögen. Denn ich gebe Sophia Plazotta von der Litho Anstalt und Florian Fischer, (*siehe Thema zuvor*) die RAW-Dateien meiner Fotos. Also die offenen, völlig unbearbeiteten Bilder. Und dann sehe ich, was sie, die die Landschaft und Stimmung gar nicht kennen, daraus machen. Das ist hochspannend. Und wer Reto, Flo, Andreas und mich als Kleeblatt sieht, darf nicht vergessen, dass Sophia der Stiel dieses Kleeblattes ist, an dem vieles hängt.

Ich teile auch gerne meine Fotospots mit unseren Lesern. Deswegen stehen unter meinen Fotos die genauen geografischen Angaben in der Bildunterschrift. Die hüten andere Fotografen manchmal geradezu eifersüchtig. Aber warum: Wenn der Schuss gelungen ist, muss ich doch kein Geheimnis daraus machen.»

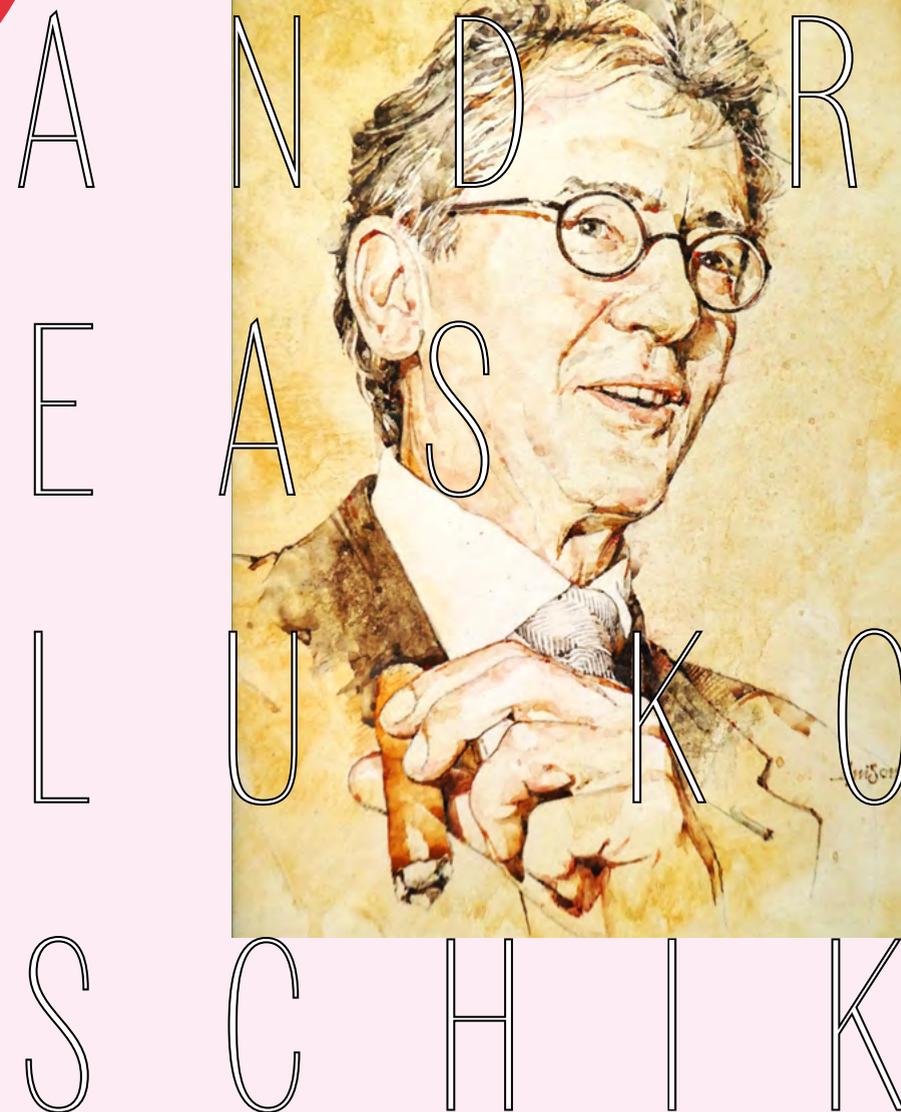
Aus seinem Wissen macht Stefan Zürrer ohnehin kein Geheimnis, sondern gibt Fotokurse zu verschiedenen Themen. Was lernt man da?

«Zu schauen. Und wie das Gesehene in diese kleine schwarze Box mit der Linse vorne hineingelangt. Und zwar möglichst genau so, wie das jeder für sich empfindet. Dabei ist mir aufgefallen, dass meine männlichen Kursteilnehmer die stabilsten Stative, die meisten Pixel und die dicksten Kameras haben. Das Stativ der weiblichen Teilnehmerinnen wackelt dagegen meistens und die Kameras sind eher klein und mickrig – aber sie machen oft die besseren Fotos. Denn gute Fotos entstehen zuerst im Kopf. Und dazu gilt es, das Sehen zu üben, das Gesehene zu lieben und in sich eine Resonanz zu spüren. Dann gehen diese Schwingungen auch in das Foto ein.» 🍷

📍 Wer STEFAN ZÜRRERS KURSE besuchen möchte, findet Näheres dazu hier:

www.zuerrer.swiss

ILLUSTRATION: Anisonk Thongra-Ar



... HATTE DIE IDEE FÜR DAS Y MAG UND SCHREIBT SEIT DER ERSTEN AUSGABE DIE PORTRÄTS

T ja, und nun bin ich selbst dran. Was schreibe ich? Soll ich mich pseudoneutral selbst interviewen? Als sei ich ein unbeteiligter «Anderer», der sachlich über diesen Andreas Lukoschik schreibt? Hm! Vielleicht sollte ich stattdessen einfach ehrlich sein und sagen, warum ich tue, was ich tue. Also das, was ich mir auch von meinen Interviewpartnern wünsche ...

Ich versuch ´s mal.

Eigentlich wollte ich nach meiner Matura (*auf «deutsch»: Abitur*) Kunst studieren. An der Kunstakademie Düsseldorf. Doch kam ein gewisser Josef Beuys dazwischen. Ja, genau, DER Josef Beuys. Er hatte nämlich vor, alle abgelehnten Bewerber (*zu denen auch ich gehörte*) in seine Klasse aufzunehmen. Immerhin 400 an der Zahl. (*Er wollte einfach den Betrieb sprengen, um mehr Studienplätze zu erzwingen.*) Doch weil er das nicht dürfen sollte, musste er zuerst mit uns das Immatrikulationsbüro besetzen (*sowas machte man in den 70er Jahren gerne*), um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen. Daraufhin zog der spätere Bundespräsident Johannes Rau – der damals Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen war – auf der Strasse vor der Kunstakademie auf und entliess per Megafon-Kommunikation den aufmüpfigen Professor fristlos.

Das war einem stillen Ex-Gymnasiasten aus der Provinz wie mir eindeutig zu aufregend und so wechselte ich Fach und Studienort. Psychologie war das neue Ziel und ich startete an der Uni Zürich. Acht Semester später hatte ich an der Uni Konstanz meinen staatlich anerkannten Denkberechtigungsnachweis als «Diplom-Psychologe». Fortan fühlte ich mich frei zu tun, was sich mir bot. Und weil ich eine therapeutische Zusatzausbildung machen wollte, verdiente ich das Geld dazu in München. Als freier Journalist bei Monatsmagazinen wie Playboy, Vogue, Cosmopolitan und dergleichen. Das lief ganz gut, doch ahnte ich, dass es auf Dauer als «Freier» nicht einfacher werden würde. (*Ach so, die Therapeutenausbildung hatte ich inzwischen abgeschlossen und im Bereich Selbsterfahrung vieles über mich und meine Mitmenschen kennen und schätzen gelernt.*)

Und so entschloss ich mich, beim Bayerischen Fernsehen vorstellig zu werden. Zum ungläubigen Erstaunen des Redakteurs für einen Job VOR der Kamera (*«Trauen sie sich das denn zu?» Ich traute es mir zu.*) Doch endete dieses Gespräch wie es enden musste: «Don't call us, we call you!» (*«Rufen Sie uns NICHT an. WIR melden uns!»*) Und so folgte eine lange Zeit der Stille, in der ich weiter Artikel und Bücher als freier Autor schrieb.

Doch eines Tages kam der Anruf.

Nachdem der Sender mehr als 30 Bewerber gecastet hatte und nicht fündig geworden war, erinnerten sie sich an mich. Das letzte Aufgebot sozusagen. Und siehe, sie sprangen vor Freude in die Luft: Jetzt hatten sie jenen gefunden, der ihnen den «Leo» machen konnte. Und den machte ich ihnen recht erfolgreich. Zuerst im regionalen Fernsehen Bayerns und dann – nachdem der SPIEGEL eine Lobeshymne geschrieben hatte, dass «intelligente Unterhaltung» im Fernsehen doch möglich sei – lief «Leo's Magazin» auch im Ersten Programm des Deutschen Fernsehens.

Der Erfolg war begeistertend. Karl Lagerfeld fragte an, ob er mir nicht meine Garderobe massschneidern könne, Literaturpapst Reich-Ranicki machte bei jedem Spass auf der Frankfurter Buchmesse mit, Lorient sprach stets aufmunternde Worte und Bundespräsident Richard von Weizsäcker war für jeden Schabernack zu haben, sofern der mit seinem Freiherren-Status vereinbar war. Und so liess denn auch der Grimme-Preis für «Leo's Magazin» nicht lange auf sich warten.

All das schmeichelte ungemein und machte einen Riesenspass. Aber wem macht's nicht Spass, «wenn es läuft». Und es lief. Doch nach 80 Sendungen des steilen Aufstiegs wurde mir klar: Die Luft dort oben war mir zu dünn, ein normales Alltagsleben war nicht mehr möglich und die permanente Medienaufmerksamkeit engte mich ein. Andere mögen so etwas. Mich kostete es einfach nur Kraft. Vielleicht auch deshalb, weil ich diese Aufmerksamkeit als das ansah, was sie ja auch ist: Augenpulver, das einen high macht und in der Folge schnell blind. Ausserdem fand ich: Das Einfache will gekonnt sein. Das Aufgeblasene kann jeder.

Und so verabschiedete ich mich als Person VOR der Kamera und baute den Sender VOX als Unterhaltungschef auf. VOX war damals ein anspruchsvoll journalistischer Sender, der alle 45 Minuten Nachrichten sendete. Doch als der finanzierende Bertelsmann-Konzern den Geldhahn zudrehte, nachdem er 300 Millionen für dieses Experiment versenkt hatte, wechselte ich erneut die Seiten. Ich gründete und etablierte den «Grimme Online Award» für Qualität im Netz, der inzwischen – wie die FAZ schrieb – der «Oscar der deutschen Netzwelt» ist. Als Nächstes wollte Daniel Barenboim, dass ich für ihn das Kultursponsoring für seine «Staatsoper unter den Linden» übernehmen sollte. Eine turbulente und höchst anregende Zeit.

Doch nach drei Jahren Berliner Opernbetrieb mit vielen bisweilen anstrengenden Künstlern überkam mich die Sehnsucht nach einer Region, die ruhiger gestimmt ist und weniger auf äussere Wirkung Wert legt. Und so führte mich mein Weg nach Schwyz.

Nun lehrt die Lebenserfahrung, dass es ja keine Zufälle gibt, sondern dass das, was einem zufällt, darauf wartet, entwickelt zu werden. Und genau das spürte ich, als ich zum ersten Mal über den Schwyzer Hauptplatz ging: «Das ist hier ein spannendes Pflaster». Den Grund wusste ich nicht. Aber es war ein ganz klares Signal. Und so siedelte ich um.

Bei meinen ersten Spaziergängen durch die herrliche Landschaft des Kantons dachte ich mir, dass Schwyz alles hat, was Nicht-Schweizer mit der Schweiz verbinden. Vom Schweizer Taschenmesser, über eine herrliche Landschaft, die Geschichte als Ur-Kanton, den Vierwaldstättersee, eine Artenvielfalt, die sich sehen lassen kann, bis hin zu jeder Menge authentischen Brauchtums. Daraus liess sich doch etwas Herrliches machen, dachte ich mir.

Und weil mich die Menschen in diesem wunderbaren Fleckchen Erde am meisten faszinierten (*und immer noch faszinieren*) sollten sie das Thema eines eigenen Magazins über Schwyz sein. Genügend Erfahrungen hatte ich dafür in unserer schönen Welt ja gemacht. Sie sollten in dieses Magazin einfließen.

Und so beschloss ich, der Regierung von Schwyz meine Idee von diesem Magazin vorzustellen. Sein Name sollte nur ein Buchstabe sein. Ein aussergewöhnlicher Buchstabe. So aussergewöhnlich wie die gesamte Region mit ihren Menschen, nämlich der, der den Kanton vom Landesnamen unterscheidet: Y

Das Konzept traf auf offene Ohren. Doch weil so etwas Geld kostet, musste die Idee noch einige Monate «reifen». Erst als das Amt für Wirtschaft einen neuen Vorsteher bekam – nämlich Urs Durrer – nahm die Gestaltwerdung des Y MAG Fahrt auf. Ich entschied mich für Stefan Zürcher als Fotografen und für Reto Brunner als Creative Director, der wiederum Florian Fischer als Art Director mitbrachte. Und weil ich bei den Texten Humor mit Berichterstattung paaren wollte, übernahm ich es gleich selbst, die Porträts zu schreiben. Währenddessen sicherte Urs Durrer die Finanzierung durch den Lotteriefond und Sponsoren aus der Wirtschaft und so konnte am 22.6.2012 die erste Ausgabe des Y MAG – ohne den Einsatz eines einzigen Steuer-Rappens (übrigens bis heute) – das Licht des Kantons erblicken.

Jetzt – zehn Jahre und mehr als 400 Porträts und Interviews später – ist Schwyz auch meine emotionale Heimat geworden, deren Bürger ich werden durfte. Und vielleicht kommen ja noch ein paar weitere wunderbare Begegnungen mit jenen spannenden und eigenwilligen Schwyzerinnen und Schwyzern hinzu, auf dass sie im Y MAG zu Wort und Bild kommen. Y

HIER bekommen Sie das Y MAG – gratis!

AUSSERSCHWYZ

8852 ALTENDORF

MARTY ARCHITEKTUR AG
Zürcherstrasse 62a

8806 BÄCH

FRÖHLICH ARCHITEKTUR AG
Sonnenweg 8

8840 EINSIEDELN

BENZIGER BUCHHANDLUNG
Klosterplatz

BEZIRKSVERWALTUNG
EINSIEDELN
Hauptstrasse 78

TOURIST OFFICE EINSIEDELN
Hauptstrasse 85

HOTEL ALLEGRO
Lincolnweg 23

HOTEL ST. JOSEPH
Klosterplatz

IMPORT OPTIK EINSIEDELN AG
Hauptstrasse 32

KAFFEEHAUS ZU DEN
DREIHERZEN
Hauptstrasse 66

KLEID DAMENMODE
Benzigerstrasse 4

KLOSTER EINSIEDELN
Klosterladen

MILCHMANUFAKTUR
EINSIEDELN
Alpstrasse 6

RESTAURANT
ZUNFTHAUS BÄREN
Hauptstrasse 76

8844 EUTHAL

BÜRGI'S BUREHOF
Euthalerstrasse 29

8835 FEUSISBERG

HOTEL FIRST
Firststrasse 1

PANORAMA RESORT & SPA
Schönfelsstrasse

8854 GALGENEN

DIGA REISECENTER
Kantonsstrasse 9

8640 HURDEN

HOTEL RESTAURANT RÖSSLI
Hurdnerstrasse 137

8853 LACHEN

GUTENBERG DRUCK AG
Sagenriet 7

MEDIOTHEK LACHEN
Seestrasse 20

NOTARIAT MARCH
Bahnhofplatz 3

SPIEL- UND LÄSELADE
Marktstrasse 10

8808 PFÄFFIKON

CONVISA AG
Eichenstrasse 2

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstrasse 3

SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3

SWISS CASINOS
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG
Seedammstrasse 3

VÖGELE KULTUR ZENTRUM
Gwattstrasse 14

8834 SCHINDELLEGI

GEMEINDEBIBLIOTHEK
SCHINDELLEGI
Schulhausstrasse 10

8862 SCHÜBELBACH

GEMEINDE SCHÜBELBACH
Grünhaldenstrasse 3

GASTHOF RÖSSLI SCHÜBELBACH
Kantonsstrasse 34

8854 SIEBNEN

REGIONALBIBLIOTHEK MARCH
Glärnerstrasse 7

8856 TUGGEN

ÄRZTEZENTRUM TUGGEN
Drs. D. und L. Aerne-Wyrtsch
Gässlistrasse 17

8832 WOLLERAU

GEMEINDE WOLLERAU
Hauptstrasse 15

MIT COACHING GMBH
Rebbergstrasse 20

INNERSCHWYZ

6440 BRUNNEN

BRUNNEN SCHWYZ
MARKETING AG
Bahnhofstrasse 13

GASTHAUS PLUSPUNKT
Rosengartenstrasse 23

HOTELS SCHMID UND ALFA
Axenstrasse 5

IMPORT OPTIK BRUNNEN AG
Bahnhofstrasse 13

SEEHOTEL WALDSTÄTTERHOF
Waldstätterquai 6

SEEKLINIK BRUNNEN AG
Gersauerstrasse 8

SWISS KNIFE VALLEY AG
Bahnhofstrasse 3

6442 GERSAU

GERSAU TOURISMUS
Seestrasse 27

ORTSMUSEUM
Altes Rathaus

6410 GOLDAU

IMPORT OPTIK GOLDAU AG
Parkstrasse 15

PÄDAGOGISCHE
HOCHSCHULE SCHWYZ
Zaystrasse 42

TIERPARK GOLDAU
Parkstrasse 40

6438 IBACH

VICTORINOX AG
Schmiedgasse 57

6405 IMMENSEE

VERENA VANOLI
Hohle Gasse

6403 KÜSSNACHT

GOLFPLATZ KÜSSNACHT
Grossarni 4

KOST HOLZBAU
& GESAMTBAU
Alte Zugerstrasse 5

KÜSSNACHTER
DORFKÄSEREI
Grepperstrasse 57

6443 MORSCHACH

SWISS HOLIDAY PARK
Axenfels

6436 MUOTATHAL

LANDGASTHOF ADLER
Kapellmatt 1

ERLEBNISWELT MUOTATHAL
Balm

RAIFFEISENBANK MUOTATHAL
Hauptstrasse 48

6452 RIEMENSTALDEN

RESTAURANT KAISERSTOCK
Dörfli 2

6418 ROTHENTHURM

CAFÉ TURM GMBH
Altmattdammstrasse 11

6417 SATTEL

GARAGE KRYENBÜHL
Ägerstrasse 21

6430 SCHWYZ

AMT FÜR WIRTSCHAFT
Bahnhofstrasse 15

AUTO AG SCHWYZ
REISE- UND INFORMATIONEN-
ZENTRUM / TOURIST-INFO
SCHWYZ
Bahnhofstrasse 4

BSS ARCHITEKTEN AG
Palais Friedberg
Herrengasse 42

BUNDESBRIEFMUSEUM
Bahnhofstrasse 20

CONVISA AG
Herrengasse 14

FORUM SCHWEIZER
GESCHICHTE
Zeughausstrasse 5

GABRIELLE BATLOGG,
PRIVATKOCHSCHULE
Maihof

GEMEINDE SCHWYZ
Herrengasse 17

HAUG CAFÉ
Postplatz 4

HOTEL WYSSES RÖSSLI
Hauptplatz 3

KANTONSBIBLIOTHEK
Rickenbachstrasse 24

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstrasse 28

MAX FELCHLIN AG
Gotthardstrasse 13

MYTHENFORUM
Reichsstrasse 12

TAU-BUCHHANDLUNG
Herrengasse 20

6423 SEEWEN

KÄPPELI
STRASSEN- UND TIEFBAU AG
Riedmattli 3

6422 STEINEN

RESTAURANT HUSMATT
Husmattrain 2

6433 STOOS

SEMINAR- UND
WELLNESSHOTEL STOOS
Ringstrasse 10

8842 UNTERIBERG

RESTAURANT RÖSSLIPOST
Schmalzgrubenstrasse 2

DARÜBER HINAUS

6354 VITZNAU

RIGI BAHNEN AG
Bahnhofstrasse 7

6318 WALCHWIL

RESTAURANT ZUGERSEE
LIDO
Artherstrasse 6

6353 WEGGIS

THERMOPLAN AG
Thermoplan-Platz 1

SOWIE IN ALLEN
FILIALEN DER
SCHWYZER
KANTONALBANK



WIR DANKEN

*unseren Haupt- und Co-Sponsoren
herzlich für Ihre Unterstützung.*

HAUPTSPONSOREN



VICTORINOX

CO-SPONSOREN



HAUPTSPONSOREN CONVISA AG · *Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf* | TREUHAND- UND REVISIONSGESellschaft MATTIG-SUTER UND PARTNER · *Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz* | SWISSLOS · *Lotteriefonds* | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · *Spielcasino · Pfäffikon* | VICTORINOX AG · *Ibach-Schwyz*

CO-SPONSOREN ERVOCOM SCHWEIZ AG · *Entwicklung und Produktion Kommunikationssysteme · Feusisberg* | GUTENBERG DRUCK AG · *Grafik, Print, Mailing · Lachen* | KÄPPELI STRASSEN- UND TIEFBAU AG · *Schwyz* | PROMAN AG · *Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau* | RIGI BAHNEN AG · *Vitznau* | SCHWYZ TOURISMUS · *Schwyz* | THERMOPLAN · *Swiss Quality Coffee Equipment · Weggis*